



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Miszellen

Paderborner Stadtgeschichte Bd. 2: Probleme und Rahmenbedingungen einer Forschungsaufgabe

von Frank Göttmann

Vorbemerkung der Redaktion: Mit dem Erscheinen des von Frank Göttmann herausgegebenen Band 2 „Die Frühe Neuzeit“ konnte planmäßig das dreibändige Werk „Paderborn – Geschichte der Stadt in ihrer Region“ noch im Jahr 1999 der Öffentlichkeit vorgelegt werden. Das im Verlag Ferdinand Schöningh Paderborn erschienene Werk ist inzwischen bereits in zweiter, durchgesehener Auflage erhältlich. Wir geben in den folgenden vier Beiträgen die anlässlich der Präsentation des Frühneuzeit-Bandes im November 1999 gehaltenen Ansprachen des Herausgebers und der Autoren wieder.

Die Arbeit am zweiten Band der Paderborner Stadtgeschichte sah sich hinsichtlich Forschungslage und Quellsituation erschwerten Ausgangsbedingungen gegenüber. Gemeint sind damit zum einen die relativ stiefmütterliche Behandlung der Frühen Neuzeit in der Forschung – eine allgemeine Erscheinung der Stadtgeschichte, zum andern die explosionsartige Zunahme der Quellenmassen im barocken Aktenzeitalter, aber gerade nicht immer dort, wo man sich besseres Material gewünscht hätte, zum dritten teilweise erhebliche quellenkritische Probleme, überlieferte chronikalische Aussagen auf ihren Tatsachengehalt zurückzuführen. Hinzu kam, dass Bereiche, die inzwischen längst zum allgemeinen Standard moderner Stadtgeschichtsschreibung gehören, für Paderborn überhaupt erst mit dem großen Aufwand der Erhebung von Massendaten grundlegend neu erarbeitet werden mussten. Das gilt etwa für soziale Schichtung und Sozialtopographie, für Haushalts- und Familiengrößen und demographische Struktur der Bevölkerung.

Mit solchen Untersuchungsfeldern kommen langfristige historische Strukturen in den Blick. Diese Tatsache rückte gerade bei der Arbeit am Frühneuzeitband, der das Zwischenglied bildet zwischen dem Band zum Mittelalter und zu dem der neuesten Zeit, die Problematik jeglicher Einteilung geschichtlicher Verläufe in Epochen bzw. der Bildung von Epochen-

scheiden ins Bewusstsein: So wie die im Spätmittelalter ausgebildeten innerstädtischen Verfassungsverhältnisse bis weit in die Frühe Neuzeit hineinreichten, ja eigentlich in ihren Grundzügen bis zum Ende des Alten Reiches galten, so blieben die Gesellschafts- und Bevölkerungsstrukturen weit über dessen Ende hinaus stabil. Erst mit der Industrialisierung trat ein entscheidender Wandel ein. Und doch erhält die Frühe Moderne, wie die Frühe Neuzeit in der internationalen Geschichtsforschung auch bezeichnet wird, durch zwei prägende ineinander greifende politisch-gesellschaftliche Transformationsprozesse ein eigenes Gesicht: zum einen durch die Konfessionalisierung, zum andern durch die Formierung des frühmodernen Staates. Die Paderborner Stadtgeschichte ist ohne Bezug auf diese allgemeinhistorischen Vorgänge letztlich nicht zu verstehen. Sie durchdrangen nachhaltig die Lebensverhältnisse und die Denk- und Erfahrungswelt der Paderborner Einwohnerschaft.

Der Bezug zu jenen übergeordneten Entwicklungstrends bedeutet nun aber auch, dass eine Stadtgeschichte nicht eine isolierte Behandlung einer konkreten Siedlung innerhalb ihrer Gemarkungsgrenzen sein kann. Wie es schon der Untertitel des Gesamtwerkes „Geschichte der Stadt in ihrer Region“ ausdrückt, sind stets die vielfältigen politischen, wirtschaftlichen, sozialen, demographischen und auch geisti-

gen Faktoren der Einbindung in das nähere Umland und darüber hinaus in einen sehr weit reichenden Raum von Beziehungen zu berücksichtigen.

Diese Einsicht rührt nicht zuletzt an die Frage, was Stadtgeschichtsschreibung überhaupt sei. Ist sie Geschichte der Stadt als eines historischen Typus oder die Geschichte einer bestimmten Stadt, Paderborn in unserem Falle? Gewiss beides, bleiben doch das Allgemeine und das Besondere stets aufeinander bezogen und begründen so allererst Stadtgeschichtsschreibung. Diese überwindet die Distanz von der Gegenwart zur Vergangenheit, wie das Gedächtnis in steter Erinnerungsarbeit, und schafft damit die Geschichte einer Stadt als Stadtgeschichte. Denn die alten Monumente und Überreste an sich sind noch keine Geschichte, aber sie können dieser als Quellen dienen unter den Fragen des späteren Betrachters. Als Erinnerungs- und Vergegenwärtigungsprozess hat die Stadthistorie zu ihrem Gegenstand die Stadt.

Abgesehen von derartigen methodologischen Überlegungen gilt: Stadtgeschichte als Geschichte einer bestimmten rechtlich, sozial und mental verfassten menschlichen Gemeinschaft an einem bestimmten Siedlungsplatz und in bestimmten Raumbezügen ist ein Phänomen von Kontinuitäten von langer Dauer. Und doch scheint es ein Bedürfnis derart über viele Generationen bestehender Gemeinschaften, sich mit der Erinnerung fester Daten, also Jubiläen, ihrer eigenen, historisch begründeten Identität zu versichern. Beliebt für solche Anlässe sind bekanntlich die urkundlichen Ersterwähnungen oder Verleihungen von Stadtrechten, die freilich in der Regel über die tatsächliche Dauer der Existenz wenig aussagen. Hinzu kommt die Faszination, ja Magie der „runden Zahl“, der für sich ja durchaus keine eigene Evidenz zukommt – auch wenn Papst Bonifaz VIII. viel zur

Festigung dieser Tradition beigetragen hat: Inspiriert durch das Alte Testament (3. Mose 25, 8ff.), instrumentalisierte er das in Jahrhunderten rechnende Zeitbewusstsein kirchenpolitisch und erklärte das Jahr 1300 zum ersten Jubeljahr, das nach hundert Jahren wiederholt werden sollte, aber bereits 1350 wieder und ab 1450 dann sogar alle 25 Jahre begangen wurde.

Freilich ist nicht zu bestreiten, dass Jubiläumsjahre eine eigene Symbolkraft entfalten, die aber durchaus zweischneidig ist, ihre positiven und ihre negativen Seiten besitzt. Jubiläen von Siegen und Niederlagen etwa schärfen immer wieder den Hass auf den alten Feind ein – auf beiden Seiten – und können jederzeit den Konflikt beleben. Johannes Burkhardt hat erneut darauf aufmerksam gemacht, wie im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges die 100-Jahr-Feiern zu Luthers angeblichem Thesenanschlag 1517 die Atmosphäre zwischen den Religionsparteien vergiftet und die Kriegsbereitschaft erhöht haben. Wenn der Historiker sieht, wie seitens der eigenen Gemeinschaft durchaus positiv gemeinte Gedenktage unerwünschte Wirkungen entfalten können, muss er sie mit einem lachenden und einem weinenden Auge registrieren – nun einmal ganz abgesehen von der schon angesprochenen Feststellung stets bestehender Strukturen von langer Dauer, welche die Bedeutung von Jubiläen aller Art stark relativieren.

Derartigen quasi wissenschaftsimmanenten Zweifeln gesellen sich Zweifel zu, die den gesellschaftlichen Stellenwert der Geschichtswissenschaft berühren: Mit Jubiläen werden von außen Themen vorgegeben, wobei als primäres Motiv nicht gerade wissenschaftliche Erkenntnis zu gelten hat. Damit werden auch Forschungsmittel in eine bestimmte Richtung gelenkt, die dann womöglich an anderer Stelle fehlen. Die andere Seite: Jubiläen bieten Anlass, solche Forschungsgelder allererst bereitzustellen

und die Tätigkeit der Historie gesellschaftspolitisch zu legitimieren. In der Tat wäre dann zu fragen – und dazu ist man als Wissenschaftler verpflichtet –, ob eine derartige, kaum mehr durchschaubare Verquickung von Motiven, Interessen und Rechtfertigung der wissenschaftlichen Erkenntnis gut tut. Das heißt, es müssen immer die gesellschaftlichen Bedingungen mit reflektiert werden, unter denen Wissenschaft und konkret auch Geschichtsschreibung stattfinden.

Weiter folgt daraus in Hinblick auf den hier vorzustellenden zweiten, aber zuletzt veröffentlichten Band der Paderborner

Stadtgeschichte, dass er als Diskussionsbeitrag verstanden werden soll zu einer permanenten, möglichst fruchtbaren Auseinandersetzung mit der Paderborner Geschichte. Dass er zufällig im Jubiläumsjahr der Begegnung zwischen Karl dem Großen und Papst Leo III. erschienen ist, ist dagegen von untergeordneter Bedeutung, auch wenn durchaus nicht geringgeschätzt werden soll, dass allererst die Ausrichtung auf dieses Jubiläumsjahr hin die finanziellen und institutionellen Rahmenbedingungen geschaffen hat, das Werk zustandezubringen.

Paderborn im Zeitalter der Konfessionalisierung und der frühmodernen Landesherrschaft

von Stefan Ehrenpreis und Gregor Horstkemper

Der Titel des ersten chronologischen Kapitels weist auf zwei grundlegende Tendenzen der Paderborner Geschichte des 16. Jahrhunderts hin: Mit der Konfessionsspaltung und der Verfestigung zweier theologisch und mental in Konkurrenz zueinander stehenden Kirchenorganisationen beginnt auch in westfälischen Städten der alte Konflikt um das Verhältnis von Staat und Kirche unter veränderten Vorzeichen erneut. Diese Konflikte, die vielfältig mit politischen und sozialen Auseinandersetzungen einhergehen, tragen auch in Paderborn Züge, wie sie allgemein in Nord- und Nordwestdeutschland zu finden sind. Es waren daher sowohl die überregionalen Gemeinsamkeiten als auch die Paderborner Spezifika der Entwicklung herauszuarbeiten. So richteten die Bearbeiter in zahlreichen Fällen den Blick über die Stadt-, manchmal sogar über die Stifftsgrenzen hinaus auf benachbarte Regionen und zogen Ergebnisse historischer Untersuchungen zu vergleichbaren Entwicklun-

gen in anderen Städten und Regionen heran.

Ohne Zweifel bedarf die übliche Epochen-scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit stets einer besonderen Begründung. Auch wenn die Entwicklungslinien der städtisch-landesherrlichen Verfassungskämpfe durchaus bis zum Paderborner Schicksalsjahr 1604 weiterverfolgt werden können, sind doch eher die Bruchlinien und die Tendenzen der Modernisierung im 16. Jahrhundert unter den Stichworten Konfessionalisierung und Herrschaftsverdichtung hervorzuheben.

In diesem grundlegenden Sinne konfrontieren die Verfasser zunächst die Reformationsgeschichte Paderborns mit der These von der „late city reformation“ (Kaspar von Greyerz). Damit werden die Paderborner Ereignisse in den Gesamtzusammenhang nordwestdeutscher Geschichte im „langen 16. Jahrhundert“ gestellt. Frühe Kirchenkritik, verspätete Konfessionalisierung, erfolglose Rekatholisie-

rungsbemühungen, schwache Landesherrschaft und relativ tolerante Verhältnisse gingen Hand in Hand. Erst im letzten Jahrhundertdrittel änderte sich dies unter dem Einfluss der den gesamten deutschen Nordwesten bestimmenden spanisch-niederländischen Auseinandersetzungen und einer energischen katholischen Reform im Erzbistum Köln. Die weitreichenden Folgen der spanisch-niederländischen Kämpfe für das Rheinland und Westfalen veränderten das konfessionelle und politische Klima grundlegend und führten auch in Paderborn zur Eskalation der Konflikte zwischen dem protestantischen Teil der Bürgerschaft und dem bischöflichen Landesherrn, die 1604 zur Unterwerfung der Stadt führten.

Freilich erschöpft sich die Geschichte Paderborns vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht in konfessionellen Konflikten. Zeitlich parallel entwickelten sich ein wirtschaftlicher Aufschwung und eine kulturelle Blüte, die noch heute mit den im Stil der Weserrenaissance errichteten Gebäuden im Stadtbild präsent ist. Diese Entwicklungen bilden mit der Darstellung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einen weiteren Schwerpunkt. Ohne die soziale Differenzierung bei Handwerkern und Kaufleuten (Aufschwung des Wollhandels, Krise der Gerber, Konkurrenz durch entstehendes dörfliches Nebengewerbe etc.) und die damit einhergehende politische Polarisierung ist die Krise in der städtischen Verfassung vor 1604 wohl nicht zu verstehen. Dass auch Paderborner Einwohner offenbar beträchtliche Gewinne aus Groß- und Fernhandel ziehen konnten, spiegelt sich nicht zuletzt in den architek-

tonischen Neuerungen in der Stadt um 1600. Ebenso Ausdruck eines gestiegenen Kulturanspruchs ist das Streben nach höherer Bildung, die in Paderborn dauerhaft allerdings nur in katholischen Institutionen zu erlangen war – im konfessionellen Zwist langfristig ein deutlicher Pluspunkt für die reformkatholische Seite. Überhaupt sind Buchbesitz, seit Ende des 16. Jahrhunderts auch Buchdruck, Schultheater- und Musikaufführungen Beispiele neuer kultureller Formen, die im Alltag Platz griffen.

Die umfassende Krise 1602-1604 schließlich konnte mit Hilfe eines Quellenfundes, der bisher unbekanntem dritten Chronik der Ereignisse aus dem Kontext eines Reichshofratsprozesses zwischen Bischof und Stadtrat, neu interpretiert werden: Zum einen wurden der Einfluss von außen (durch die Spanier und den hessischen Landgrafen Moritz) auf die Radikalisierungstendenzen innerhalb der Stadt deutlich. Zum anderen konnte der Erfolg des protestantischen Wortführers Wichard sozialgeschichtlich erklärt werden. Der Ablauf der Ereignisse in Paderborn 1602-1604 ähnelte überhaupt vergleichbaren Stadtrevolten um 1600 im gesamten nordwestdeutschen Raum. Der Bischof – insgesamt eher in einer Schwächephase seiner Herrschaft – hatte sein Vorgehen bereits im Fall von Höxter gewissermaßen erprobt und war sich der Unterstützung katholischer Kräfte auch außerhalb des Stifts sicher. Die Ereignisse von 1604 sind daher nicht schlicht als Abschluss langfristiger innerstädtischer Entwicklungen zu bewerten, sondern durchaus auch als zeittypische Bewältigung einer tiefgehenden politisch-gesellschaftlichen Strukturkrise.

Die Geschichte Paderborns von der Unterwerfung der Stadt 1604 bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648

von Bettina Braun

Gehört schon die Frühe Neuzeit im allgemeinen zu den eher unbekannteren Kapiteln der Geschichte, so gilt dies erst recht für das 17. Jahrhundert. Angesiedelt zwischen den Höhepunkten Reformation und Aufklärung fristet es seit jeher ein Schattendasein, dies gilt für den Schulunterricht ebenso wie für die Historiographie. Im allgemeinen Bewusstsein steht das 17. Jahrhundert vor allem für die Gräueltaten des Krieges, ansonsten sind die Vorstellungen zumeist eher vage.

Und so zählte diese Zeit auch in der Geschichte der Stadt Paderborn bisher zu den in jeder Hinsicht dunklen Kapiteln. Der zweite Band von Wilhelm Richters „Geschichte der Stadt Paderborn“ geht zwar laut Untertitel „bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges“, doch nimmt die Regierungszeit Bischof Dietrichs bis 1618 allein zwei Drittel des Bandes ein und die Zeit ab der Mitte der zwanziger Jahre wird überhaupt nur noch cursorisch abgehandelt. Um ein dunkles Kapitel Stadtgeschichte handelte es sich aber nicht nur, weil bisher kaum das Licht der Forschung auf diese Epoche gefallen ist, sondern auch, weil – so die herrschende Meinung – nach der Unterwerfung der Stadt 1604 durch den bischöflichen Stadtherrn die strahlende Ära städtischer Selbstbestimmung abgelöst worden sei durch die Finsternis stadtherrlicher Fremdbestimmung. So steht Wilhelm Richter mit seiner Sichtweise, die er dem zweiten Band seiner Paderborner Stadtgeschichte im Vorwort voranstellte, stellvertretend für eine allgemeine Tendenz: „Damals, in dem von allen Seiten hereinbrechenden, grenzenlosen Elend, verlor die Bürgerschaft den letzten Rest des alten Geistes und der alten Kraft, versank sie in einen Zustand vollständiger

Erschlaffung, aus welchem zu frohem, erfolgreichem Schaffen sich wieder aufzuraffen ihr während der fürstbischöflichen Regierung nicht gelungen ist.“

Umso mehr erstaunt es vielleicht zunächst, dass ausgerechnet die Zeit zwischen 1604 und 1648 im zweiten Band der jetzt erschienenen Stadtgeschichte in großer Breite vertreten ist. Denn die generalisierende Aussage, dass das 17. Jahrhundert zu den eher unbekannteren Epochen der Geschichte zähle und im allgemeinen historischen Bewusstsein einen weißen Fleck darstelle, stimmt für Paderborn nicht ganz. In jene Jahre fällt nämlich das vielleicht bekannteste Ereignis der Paderborner Geschichte in der Frühen Neuzeit überhaupt: der Raub des Liborischreins durch Herzog Christian von Braunschweig im Jahre 1622. Die Ereignisse um den „Tollen Christian“ stehen in Paderborn seither für die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges schlechthin. So datierten sowohl die Paderbornischen Hof- und Staatskalender der fürstbischöflichen Zeit wie auch die Paderborner Almanache des 19. Jahrhunderts nicht nur nach der Erschaffung der Welt und nach Christi Geburt, sondern auch nach „dem Einfall und der Zerstörung der Stadt Paderborn von den Braunschweigern“. Und als man im Jahre 1921 nach Motiven aus der städtischen Geschichte für die Illustration von Notgeldscheinen suchte, verfiel man erneut auf den Raub des Liborischreins. Bis heute erinnert alljährlich das Fest Herbstlibori an die Rückführung der Liborireliquien in den Paderborner Dom in dem neu angefertigten Schrein am 31. Oktober 1627.

Dass einem so bekannten Ereignis, das sich zudem wie nur wenige andere tief in das kollektive Gedächtnis der Stadt einge-

graben hat, auch in einem Band zur Paderborner Stadtgeschichte der ihm gebührende Platz eingeräumt wurde, versteht sich von selbst. Neue Erkenntnisse waren von einer erneuten Darstellung allerdings nicht unbedingt zu erwarten – zu eindeutig und übereinstimmend schienen die einschlägigen Schilderungen. Arbeitet man sich allerdings durch die in Jahrhunderten angehäuften Mythen zu den Ereignissen des Jahres 1622 hindurch, stellt man mit Erstaunen fest, dass über die tatsächlichen Geschehnisse nur sehr wenige gesicherte Informationen vorliegen. Gerade noch die Tatsache des Raubs des Liborischreins und der anschließenden Umschmelzung des Schreins zu Münzen, die bekannten Pfaffenfeindtaler, blieb zweifelsfrei bestehen. Schon über die weitere Beute Herzog Christians aus dem Dom herrscht Unklarheit, eher unwahrscheinlich dürfte freilich die Geschichte vom Raub des sagenhaften, angeblich unter dem Hauptaltar vergrabenen Schatzes von 8.000 Goldmünzen sein. Münzen in der Form und Größe, wie sie in der einzigen zeitgenössischen Quelle über den nächtlichen Raubzug durch den Dom beschrieben werdenⁱ, konnten bisher nämlich nirgends nachgewiesen werden. Auch über das Schicksal des Domschatzes gibt es keine zuverlässigen Nachrichten. Hielten somit schon die beharrlich tradierten Geschichten über den Ablauf der Ereignisse einer Überprüfung nicht stand, so hatte zweifellos die besondere Symbolträchtigkeit der Ereignisse zur dauerhaften Überzeugung von den verheerenden Folgen der braunschweigischen Besetzung geführt. Aber entgegen der weit verbreiteten Ansicht, dass die Plünderungen und Forderungen der braunschweigischen Truppen die Stadt an den Rand des Ruins gebracht hätten, ergab eine nüchterne Überprüfung anhand der städtischen Rechnungsbücher, dass die finanziellen Belastungen und Folgen der braunschweigischen Herrschaft

verhältnismäßig gering waren im Vergleich zu dem, was Paderborn im weiteren Verlauf des Krieges noch abverlangt werden sollte. Schon die nach dem Abmarsch Christians einziehenden kaiserlichen, also verbündeten, Truppen rissen ein wesentlich tieferes Loch in den städtischen Haushalt.ⁱⁱ

Bereits diese wenigen Andeutungen zeigen, dass selbst scheinbar so gesicherten Ereignissen wie dem Raub des Liborischreins und der braunschweigischen Besetzung Paderborns viele neue Seiten abzugewinnen sind. Umso mehr gilt dies für jene Perioden der städtischen Geschichte, die bisher noch kaum das Interesse der Historiker gefunden haben. Dazu zählen beispielsweise die Jahre direkt nach 1604, die angesichts der Fixierung auf die Punkte 1604 und Dreißigjähriger Krieg zumeist schlicht unter den Tisch gefallen sind. Dabei muss sich der Erfolg einer Aktion wie der von 1604 doch gerade daran messen lassen, ob es gelang, die gewaltsam oktroyierten Herrschaftsstrukturen und Verfassungsordnungen dauerhaft zu konsolidieren. Erst dann konnte aus dem militärischen Sieg ein bleibender politischer Erfolg des Bischofs und Landesherrn werden. Die Grundlage für eine dauerhafte und weitgehend konfliktfreie Einbindung der Stadt Paderborn in den fürstbischöflichen Territorialstaat schuf Bischof Dietrich von Fürstenberg vor allem mit einer geschickten Personalpolitik bei der Besetzung der städtischen Ämter. So ergab eine Analyse der städtischen politischen Führungsschicht, dass nach 1604 keineswegs ein kompletter oder auch nur weitgehender Austausch der Elite stattgefunden hat: Die spektakulären Fälle der Hinrichtung des Bürgermeisters Liborius Wichart und des Verbleibs des Stadtsyndikus Dr. Wolfgang Günther in Hessen täuschen einen radikalen Bruch vor, den es nicht einmal ansatzweise gegeben hat. Dennoch blieb nicht alles beim Alten: Ergänzt wurde die Füh-

rungsschicht durch die so genannten katholischen Juristen, die nicht nur konfessionell, sondern auch politisch dem Landesherrn verbunden waren und die wohl zum wichtigsten Instrument des landesherrlichen Einflusses in der Hauptstadt des Hochstifts geworden sein dürften. Damit liegt aber die Bedeutung der Regierungszeit Dietrichs von Fürstenberg für die Stadt Paderborn entgegen bisheriger Annahmen eher auf politischem als auf konfessionellem Gebiet: Genannt sei als Beispiel wiederum Wilhelm Richter, der in seiner Stadtgeschichte das Kapitel über die letzten anderthalb Jahrzehnte der Herrschaft Dietrichs schlicht mit „Die Gegenreformation in Paderborn“ überschrieb.

Die endgültige Rekatholisierung der Stadt war freilich weniger das Werk Dietrichs, obwohl er mit seinen Reformbemühungen und mit der Berufung der Jesuiten nach Paderborn wesentliche Voraussetzungen dafür geschaffen hat, als vielmehr seines Nachfolgers Ferdinand von Bayern, zugleich Kurfürst von Köln. Nicht zuletzt war die Rekatholisierung überdies eine Folge der dreimonatigen Besetzung der

Stadt durch die Truppen Herzog Christians – hierin liegt denn auch vor allem die längerfristige Bedeutung des braunschweigischen Intermezzos. Da sich nach der Eroberung der Stadt durch Herzog Christian gezeigt hatte, dass nach wie vor zahlreiche Evangelische in der Stadt lebten, ging der Kurfürst nämlich nach der Wiedergewinnung der Stadt alsbald energisch daran, Stadt und Bistum Paderborn zur katholischen Kirche zurückzuführen und schreckte dabei auch vor der Ausübung massiven Zwangs nicht zurück. Die Wurzeln der katholischen Stadt Paderborn liegen somit erst in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Wie schon im Falle der Integration der Stadt in den bischöflichen Territorialstaat 1604 vollzog die Stadt Paderborn auch mit der endgültigen Entscheidung für eine Konfession in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine allgemein beobachtbare Entwicklung mit. Wie sich damit auch im Falle Paderborns erneut zeigt, ist Stadtgeschichte nur zu verstehen und richtig einzuordnen im wechselseitigen Verständnis mit der allgemeinen Geschichte.

ⁱ Dr. Galen an Dr. Oland, Paderborn, 9.4.1622; gedr. in: Andreas Neuwöhner (Hg.), *Im Zeichen des Mars. Quellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und des Westfälischen Friedens in den Stiften Paderborn und Corvey* (Studien und Quellen

zur westfälischen Geschichte 35), Paderborn 1998, S. 31-34.

ⁱⁱ Dazu jetzt: Andreas Neuwöhner, *Paderborn vor dem finanziellen Ruin. Der Dreißigjährige Krieg im Spiegel der Paderborner Stadtrechnungen*, in: *WZ* 149 (1999), S. 263-286.

Paderborn im Zeitalter des Barock und der Aufklärung (1648-1802)

von Roland Linde

Keine Epoche der Paderborner Stadtgeschichte ist bislang so von der Forschung vernachlässigt worden, wie jene, mit der ich mich befassen durfte, nämlich die Zeitspanne vom Westfälischen Frieden 1648 bis zum Ende des Fürstbistums 1802. Doch obgleich, oder gerade weil man im

Detail nicht viel wußte, schien das Urteil klar und eindeutig zu sein: Diese Epoche sei die glanzloseste in der Entwicklung der Stadt. Alles, was die Bedeutung der Stadt im Mittelalter ausmachte, wäre durch den Kampf um Paderborn und den Dreißigjährigen Krieg zunichte gemacht worden und

erst die Preußen hätten die Domstadt wieder in Schwung gebracht. Nach 1648 wäre „der alte Bürgergeist völlig erschlaft“ gewesen, wie Wilhelm Richter formulierte, das Gemeinwesen durch den absolutistischen Fürstbischof entmündigt, der Handel zusammengebrochen und das Gewerbe durch eigensüchtige und fortschrittsfeindliche Zünfte stranguliert worden. Stattdessen hätten die Bürger nun von der Landwirtschaft eine notdürftige Existenz gefristet, und wo einst in den Straßen und auf den Plätzen emsiger Handel und Wandel getrieben wurde, hätten sich nun die Misthaufen aufgetürmt und wären Ackerwagen ihrer Wege gefahren. Paderborn war, so das Fazit, herabgesunken von einer „Hansestadt“ zu einer „Ackerbürgerstadt“.

An eingängigen Zitaten durchreisender Fürstbischöfe und Mönche und vor allem protestantischer Aufklärer, die diese Sichtweise illustrieren und belegen, mangelt es nicht. Im Widerspruch dazu stand bislang einzig das positive Urteil der Kunstgeschichte über die Architektur, Malerei und Bildhauerei des Barock in Paderborn. Man denke beispielsweise an die Franziskaner- und die Michaelskirche, an die Domdechanei (Stadtbibliothek) und den Dalheimer Hof (Erzbischöfliches Palais), aber auch an bürgerliche Bauten wie das frühere Hotel Kaiserhof am Kamp und das Haus Kästner am Markt. Architekten wie Schlaun, Nagel und v. Oelde, Maler wie Rudolphi und Stratmann, Bildhauer wie die Willemssens, die Papen und die Gröninger haben in der Domstadt Werke hinterlassen, längere Phasen oder sogar ihr ganzes Leben in Paderborn verbracht.

Eine kulturelle Blüte in einer daniederliegende Stadt? Wie passt das zusammen? Der Widerspruch löst sich auf, wenn man sich auch für diese Epoche an die archivalischen Quellen begibt, wenn man sich bemüht, die Strukturen und Entwicklungen im gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und

politischen Bereich genauer zu erschließen, als man dies anhand griffiger Zitate aus Reisebeschreibungen und Landesverordnungen kann, wie es Wilhelm Richter und nachfolgende Autoren gehalten haben.

So verliert, um nur ein Beispiel zu nennen, die These von der „Ackerbürgerstadt“ schnell an Plausibilität. Landwirtschaft spielte ganz allgemein in der frühneuzeitlichen Gesellschaft eine große Rolle und Paderborn war darin keine Ausnahme. Es verfügte wie alle großen Städte über eine weitläufige Feldmark, die landwirtschaftlich genutzt wurde. Doch das gilt auch schon für das Mittelalter und rechtfertigte es für sich genommen nicht, von einer Ackerbürgerstadt zu sprechen, so wie es das benachbarte kleine Lippspringe war, in der tatsächlich fast alle Bürger ausschließlich vom Ackerbau lebten und Handwerk und Gewerbe nur eine marginale Rolle spielten. In Paderborn zählte man 1735 bei der Erhebung des Kopfschatzes zwar 44 „Ackerknechte“, aber über 300 Handwerksmeister in mehr als fünfzig Sparten, die zu einem nicht geringen Teil auf einen gehobenen Bedarf hin orientiert waren: Uhrmacher, Wappenstecher, Perückenmacher, Büchschäfter, Schwertfeger, Posamentierer, Siegelstecher, Bildhauer, Maler usw. Nun hat man natürlich nicht die gesamte agrarische Tätigkeit im Blick, wenn man allein auf die hauptberuflichen Landwirte sieht. Doch anhand der überlieferten Kataster kann man feststellen, daß nur eine verschwindend geringe Zahl von Bürgern über soviel Ackerland verfügte, daß sie davon allein hätten leben können, nicht einmal die Landwirte selbst. Sie waren vielmehr Spezialisten, die über aufwendige Ackergerätschaft verfügten und damit im Tagelohn oder als Zeitpächter die Äcker ihrer Mitbürger mitbestellten. In der Epoche der angeblichen Verackerbürgerung nahm die Zahl der Besitzer von Ackerland sogar rapide ab, nämlich von ca.60% im

Jahr 1672 auf ca.30% im Jahr 1782.

Und was ist mit den sogenannten „Ackerbürgerhäusern“ mit ihren großen Dielentoren, wie man sie selbst bei repräsentativen bürgerlichen Bauten wie dem Heisingerschen Haus und dem Haus Bachstraße 1 findet? Dazu muß man beachten, daß das Dielenhaus in Nordwestdeutschland bis in das 17. Jahrhundert hinein der Haustyp schlechthin war, die hohe Diele als ein multifunktionaler Wohn- und Wirtschaftsraum von allen sozialen Schichten und Berufsgruppen genutzt wurde. Als dann im Barock das Flur- und Etagenhaus mit Türeingang modern wurde, wie es uns heute vertraut ist, wandte sich auch die Paderborner Honoratiorenschaft dieser Art des Wohnens zu, baute alte Gebäude entsprechend um oder errichtete neue Häuser.

Analog lassen sich fast alle Urteile über die Verhältnisse in Paderborn zwischen 1648 und 1802 redigieren. Natürlich kannte auch diese Epoche Höhen und Tiefen. Nach einem langanhaltenden, kontinuierlichen Bevölkerungsanstieg bis in die 1730er Jahren folgte ein deutlicher Einbruch in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Doch noch in der fürstbischöflichen Zeit und nicht erst

unter französischer und preußischer Verwaltung erfolgte die Trendwende. Die ganze Epoche hindurch blieb Paderborn für Zuwanderer attraktiv. Sie stellten die Hälfte aller Neubürger. Aus ganz Europa kamen Menschen nach Paderborn. Die städtische Führungsschicht der Kaufleute und Beamten schottete sich gegen die Neuankömmlinge nicht ab, ganz im Gegenteil. Mehr als zwei Jahrhunderte vor der Gründung der Europäischen Union begegnen uns in Paderborn Einwanderer aus Italien, Frankreich und den Niederlanden in den höchsten Ämtern der Stadt und des Territoriums, sogar als Bürgermeister und Vizekanzler. Man könnte fragen, ob in dieser Hinsicht das 18. Jahrhundert nicht sogar moderner war als das 20. Jahrhundert.

Doch nicht nur als Plädoyer für eine neue, differenzierte Sicht einer vergangenen Epoche soll dieser Beitrag und der ganze Band 2 stehen, sondern er möchte auch einladen in den Alltag, in das Familienleben, die private Wohnkultur und das bunte gesellschaftliche Leben Paderborns in der Frühen Neuzeit.

Kriegszeiten

Fragen der Regionalgeschichte. Tagung am 6. November 1999

von Ute Neuwöhner

Die Auseinandersetzung mit der Problematik „Krieg“ bzw. „Krieg und Frieden“ ist lange Zeit in der Geschichtswissenschaft vornehmlich aus der „Perspektive von oben“ - nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage - erfolgt, wodurch die Herrschenden, die Heerführer sowie die Schlachten und ihr Verlauf etc. in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wurden. Demgegenüber wurden die Auswirkungen eines Krieges auf die jeweils betroffene Zivilbevölkerung

wenig oder gar nicht berücksichtigt. Diesen „Blick von unten“, dem sich in jüngerer Zeit nicht zuletzt die Friedensforschung widmet, versuchte auch die achte Regionalgeschichtstagung an der Universität Paderborn einzunehmen und somit der Antwort auf die Frage näher zu kommen, „wie der Krieg das direkt beteiligte Individuum oder Gruppen von Menschen berührt, ihr Leben verändert, spezifische Verhaltensnormen begründet.“

In seiner allgemeinen Einführung skizzierte Prof. Dr. Frank Göttmann den theoretischen und philosophischen Rahmen des Themas und spannte dabei einen weiten Bogen von der Antike bis in unsere Tage. So wurde schon in der christlichen Spätantike die Problematik des „bellum iustum“ – des gerechten Krieges –, also der moralischen Rechtfertigung des Krieges, diskutiert, was auf die praktische Ebene bezogen bedeutete, mittels allgemein anerkannter rechtlicher Verfahrensregeln die Kampfhandlungen in einigermaßen geordneten (und lenkbaren) Bahnen zu halten, um so gerade der Zivilbevölkerung einen gewissen Schutz zu gewährleisten. Auf der anderen Seite stand jedoch das unbeschränkte Recht des Siegers auf Eroberung und Beute, wobei die Zivilbevölkerung immer – wenn auch auf unterschiedliche Weise – stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. So gehörte in der Antike das gesamte besiegte Volk selbst zur Beute hinzu, im Mittelalter suchte man – z.B. in der Fehde durch Schadenstiftung (Raub und Brand) – die Zivilbevölkerung gezielt zu treffen und in der Frühen Neuzeit belasteten trotz theoretischer Überlegungen zur Schonung der Zivilisten Requisitionen und Kontributionen die Bevölkerung. Gerade die Konfessionskriege – und hier besonders zu erwähnen die Endphase des Dreißigjährigen Krieges – gerieten zu regellosen Kriegen, in denen Verbündete wie Feinde die Zivilbevölkerung gleichermaßen ins Elend stürzten.

Hinsichtlich der staatsrechtlichen und staatsphilosophischen Auseinandersetzung mit dem Thema Krieg wies Göttmann darauf hin, dass nach der pessimistischen Sichtweise Thomas Hobbes', wonach Krieg der Urzustand sei („Homo homini lupus est“), sich gerade die gegenläufige Denkweise herausgebildet habe, die im Frieden – als höhere Stufe der Kultur – den Naturzustand der Menschen sah (z.B. bei

Kant und Fichte). Hierbei darf natürlich nicht vergessen werden, dass sich auf der praktischen Ebene Friedensbemühungen sowie Macht- und Herrschaftsinteressen der Herrschenden stets verquick(t)en. Zudem wird gefährlicher- und problematischerweise bis heute Krieg als geeignetes Mittel zur Durchsetzung von Frieden angesehen.

Nach dieser Hinführung zum Thema hielt den ersten Vortrag der Tagung Prof. Dr. Lothar Wierschowski (Universität Oldenburg) unter dem Titel „‘Nicht Geschlecht, nicht Alter brachte Erbarmen‘ (Tac. Ann. I 51,1) – Zum Schicksal der Zivilbevölkerung in den Germanenkriegen Roms“. Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildete das nach der verloren gegangenen Varus-Schlacht im Jahre 9 n.Chr. veränderte Germanenbild der Römer, dessen Folge ein wesentlich härteres Vorgehen gegen die Germanen war. Diesen Sachverhalt erläuterte Wierschowski anhand der von Germanicus geführten Kriege (14-16 n.Chr.), in denen das römische Heer nach Tacitus 14 n.Chr. an dem germanischen Stamm der Marser, der im Gebiet zwischen Ruhr und Lippe siedelte, ein regelrechtes Massaker verübte. Diese Ausrottung eines ganzen Volkes stellte keinen Einzelfall dar. Das Vorgehen des Germanicus, der eine Politik der verbrannten Erde mit bewusst wahllosem Morden verfolgte, spiegelte ganz im Gegenteil die allgemeine Praxis vor allem der Zeit nach der Varus-Niederlage wider und wurde damit begründet, dass alle Germanen kollektiv für die verloren gegangene Schlacht verantwortlich seien und somit bestraft werden müssten. Im Übrigen könnten, so Wierschowski, die Kriege des Germanicus nicht als persönlicher Rachefeldzug interpretiert werden, da die an der Varus-Schlacht beteiligten Germanen von römischer Seite als Empörer und Abtrünnige im eigenen Herrschaftsgebiet angesehen wurden.

Anhand des Schicksals der Sugambri und der Marser konnte Wierschowski folgende mögliche Auswirkungen für die Zivilbevölkerung in den Germanenkriegen verallgemeinernd herausarbeiten: Ermordung (insbesondere der Männer) und Behandlung als Beuteobjekte (vor allem Frauen und Kinder); nach bedingungsloser Kapitulation Vertreibung und Umsiedlung ins römische Gebiet; Abwanderung und Flucht aus dem Siedlungsraum in ein nicht-römisches oder nicht römisch beeinflusstes Territorium; völlige Vernichtung; Selbstmorde; Versklavung und letztlich wirtschaftliches und politisches Chaos in den betroffenen germanischen Gebieten. Andererseits konnte die germanische Oberschicht aber ihre Lebensbedingungen durch Übereinkommen mit den Siegern und nachfolgende Romanisierung auch verbessern. Im Allgemeinen jedoch galt die Zivilbevölkerung als reine Verfügungsmasse. Überhaupt – so Wierschowski – müsse davon ausgegangen werden, dass im Altertum die Bevölkerung in wesentlich höherem Maße in Mitleidenschaft gezogen wurde als bisher angenommen. Denn die Auffassung, Zivilisten von vornherein aus Kampfhandlungen herauszuhalten, hatte sich noch nicht ausgebildet.

Die kriegsbedingten Folgen, mit denen die Menschen des Mittelalters zu kämpfen hatten, erläuterte Prof. Dr. Matthias Springer (Universität Magdeburg) in seinem Vortrag „Ein alltäglicher Krieg oder ein ungewöhnlicher Krieg: Karl der Große und die Unterwerfung Sachsens“. Er machte darauf aufmerksam, dass das seit Jahrzehnten von der Wissenschaft tradierte Bild Karls des Großen, das eng mit der ‘fränkischen Renaissance’ verknüpft ist, eher eine Wunschvorstellung sei. Vielmehr seien dem Kaiser seine Kriege wichtiger gewesen, was sich aus den fränkischen Reichsannalen, die die Sichtweise Karls wiedergeben, ablesen lässt. Zudem galt im

Mittelalter das Führen von Kriegen als übliche Herrschaftsaufgabe. Legt man Karls Sicht zugrunde, hat somit gerade nicht die ‘fränkische Renaissance’, sondern die Unterwerfung und Bekehrung Sachsens als seine größte Leistung zu gelten.

Springer wies ferner darauf hin, dass man die Kriege des Mittelalters nicht mit den Nationalkriegen des 19. und 20. Jahrhunderts verwechseln dürfe, die Kriege zwischen Staaten gewesen seien. Im Mittelalter war es nämlich durchaus üblich, Kriege zwischen Obrigkeiten und Untertanen zu führen, und Kaiser Karl war in Sachsen die Obrigkeit, so dass es für ihn vermutlich in den Sachsenkriegen schlicht um die Unterwerfung von (aufrehrerischen) Untertanen gegangen sei. Ob aber den Sachsenkriegen Karls von Beginn an auch die Ambition einer Bekehrung von Heiden zugrunde lag, ist in der Forschung durchaus umstritten. Nach Auffassung Springers hatte der Kaiser lange vor 804 die Bekehrung der Sachsen beabsichtigt, so dass man bezüglich der Sachsenfeldzüge von einem ungewöhnlichen und neuartigen Krieg sprechen kann, da hier zum ersten Mal versucht wurde, das Christentum mittels Krieg auszubreiten. Gerade wegen dieser Zielsetzung zeichneten sich die Sachsenkriege durch eine außergewöhnliche Brutalität aus.

Abschließend erläuterte Springer anhand der Bestimmungen in der „*Capitulatio de partibus Saxoniae*“ die Auswirkungen der zwanghaften Bekehrung für die Lebensweise der Sachsen. Unter Androhung der Todesstrafe wurden heidnische Handlungen, wie Menschenopfer, Brandbestattung oder die Missachtung des vierzigstägigen Fastens verboten, während mehr alltägliche Handlungen, z.B. das Abhalten von Gastmählern für die heidnischen Götter, unter Geldstrafe gestellt wurden, wobei sozial höher Gestellte strenger belangt wurden als die unteren Schichten.

Zu den Veränderungen des alltäglichen Lebens, die das Christentum mit sich brachte, gehörte unter anderem ein neuer Umgang mit der Zeit. Hierbei nannte Springer besonders die Sonntagsheiligung als krassen Einschnitt in das Alltagsleben. Aber auch das christliche Gebot, vierzig Tage auf Fleisch zu verzichten, muss sich besonders auf die Lebensverhältnisse der ärmeren Leute ausgewirkt haben, da die Menschen in ihrer Nahrungsmittelauswahl sehr eingeschränkt waren. Hinsichtlich des Taufgelöbnisses der Sachsen und deren Absage an ihre alten Götter wies der Vortragende darauf hin, dass zur Zeit Karls des Großen eine andere Glaubensauffassung bestand als heute: Denn an einen Gott zu glauben hieß damals, sich in seine Untertanschaft zu begeben. Die Sachsen schworen zwar ihrer Untertanschaft gegenüber den heidnischen Göttern ab, deren Existenz wurde jedoch nicht angezweifelt. Somit bedeutete etwa in Karls Augen der Abfall vom christlichen Glauben, sich gleichzeitig der Untreue gegenüber König und Kaiser schuldig zu machen.

In der sich anschließenden Diskussion wurde das gezeichnete Bild weiter ausdifferenziert: Das Christentum hatte sich freilich nicht nur negativ auf das sächsische Alltagsleben ausgewirkt, sondern auch zur Stärkung der Herrschaftsstrukturen, des Wirtschaftslebens und der Lebenssicherheit beigetragen und das gesamte Leben in Sachsen erfasst.

Dr. Bettina Braun (Universität Paderborn) sprach zu dem Thema „Herrschaftswechsel und Besatzung: Paderborn im Dreißigjährigen Krieg“ und machte an diesem, eine ganze Generation umfassenden Krieg augenscheinlich, dass die kriegerischen Auseinandersetzungen die Bevölkerung nicht über einen längeren Zeitraum hinweg durchgängig und gleichmäßig unter Druck setzten. Gerade auch für die Paderborner Zeitgenossen, so Braun, hätten sich

die dreißig Jahre Krieg als ein vielschichtiges Auf und Ab und nicht als lineare Entwicklung präsentiert, wie einfache Verlustrechnungen häufig suggerieren. Diesen „Wechselbädern“ infolge des Krieges widmete sich Dr. Braun mit der Untersuchung der Herrschafts- und Konfessionswechsel in Paderborn, wobei sie sich aufgrund der Quellenlage auf die städtische Führungsschicht konzentrieren musste. Der Dreißigjährige Krieg brachte den Paderbornern einen zehnmaligen Wechsel der Herrschaft, was über das übliche Maß damaliger Erfahrungen weit hinausging.

Dabei fallen drei Herrschaftswechsel ins Auge, in denen sich die Taktik der Paderborner auffallend stark veränderte. Während der Rat nämlich noch 1622 sehr bereitwillig mit Herzog Christian von Braunschweig kooperiert hatte, ging er in den Jahren 1631 und 1633, als die Stadt nach fast zehnjähriger Herrschaft des Kurfürsten Ferdinand von Köln von Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel eingenommen wurde, innerhalb seines doch recht geringen Handlungsspielraumes ausgesprochen vorsichtig vor und versuchte sich nach allen Seiten abzusichern. Denn die Ratsherren beharrten beide Male ausdrücklich darauf, dass protokollarisch festgehalten werden solle, sie hätten den Eid gegenüber dem hessischen Landgrafen nur unter Druck und Zwang abgelegt. Außerdem seien die kurfürstlichen Beamten, die katholische Geistlichkeit und die katholischen Institutionen zu schonen. Dafür waren die Bürger sogar bereit, Nachteile in Kauf zu nehmen. Hinter dem Verhalten der Ratsmitglieder dürfte sich jedoch weniger eine besondere Treue zum Kurfürsten verborgen haben, als vielmehr die Erfahrungen, die die Paderborner im Jahre 1622 hatten machen müssen. Damals mussten sie die bereitwillige Preisgabe des katholischen Glaubens nach der Einnahme der Stadt durch Herzog Christian von Braunschweig

schwer büßen, nachdem die Stadt von Kurfürst Ferdinand zurückerobert worden war. Denn bei dem kurfürstlichen Strafgericht gab die konfessionelle Haltung den entscheidenden Ausschlag bezüglich der Verhängung des Strafmaßes. Diejenigen, die aktiv an der Wiedereinführung des lutherischen Glaubens mitgewirkt hatten, wurden zu Geldstrafen und Landesverweisung, drei von ihnen gar zum Tode verurteilt. Die Stadt insgesamt verlor einige ihrer erst 1619 zurückgewonnenen Privilegien, zudem wurde die Einwohnerschaft in der neuen Ordnung von 1623 auf den katholischen Glauben verpflichtet. Deshalb versuchten die Ratsherren ein Jahrzehnt später zu demonstrieren, sie hätten alles dafür getan, um den Fortbestand der katholischen Kirche unter dem reformierten Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel zu sichern. Letztlich hatte also keiner der zehn Herrschaftswchsel in Paderborn so gravierende politische und konfessionelle Folgen besessen wie der von 1622.

In einem zweiten Teil beschäftigte sich die Vortragende mit den Belastungen, die ein Herrschaftswchsel immer nach sich zog, wobei hier insbesondere die finanziellen zu nennen sind. Neben den ständigen, kriegsspezifischen Ausgaben (Verstärkung der Stadtmauern, Verpflegung der Soldaten, Kontributionen und die Verehrungen an die Offiziere zur Durchsetzung von Disziplin in der Truppe) wurden der Stadt Paderborn im Verlaufe des Krieges viermal außerordentliche Zahlungen abverlangt, deren Höhe besonders 1631 und 1646 die Stadt an den Rand des Ruins brachte und unter deren Folgen sie Jahre zu leiden hatte. Somit wurden die 30er Jahre in Paderborn von einer finanziellen Misere geprägt, die durch die Pestepidemie von 1636, der 40% der Bevölkerung zum Opfer fielen, zu einer existentiellen Bedrohung geriet.

Insgesamt also hatten die Paderborner Bürger ganz unterschiedliche Phasen des

Krieges zu durchleben, die wiederum ganz spezifische Belastungen mit sich brachten: In den 20ern und Anfang der 30er Jahre waren es die konfessionellen und politischen Folgen, mit denen die Bürger fertig werden mussten, während sie in den 30er und 40er Jahren vor allem mit den finanziellen und wirtschaftlichen Belastungen zu kämpfen hatten.

Der sehr komprimierte Vortrag von Dr. Benjamin Ziemann (Universität Bochum) mit dem Titel „Kriegsgesellschaft und Kriegserfahrungen in der Region: Methodologische Überlegungen am Beispiel der beiden Weltkriege“ schlug dann die Brücke zum 20. Jahrhundert und zeigte die Probleme und die Chancen auf, die sowohl der „Blick von unten“ als auch die regionalgeschichtliche Perspektive auf die Weltkriege haben können. Laut Ziemann würden in manchen regionalgeschichtlichen Darstellungen bis heute (unreflektierte) Ableitungen aus der „allgemeinen Geschichte“ vorgenommen, was er anhand eines Zeitungsartikels aus jüngster Zeit belegte, in dem das bekannte Bild von der angeblichen Kriegsbegeisterung von 1914 unbesehen auf das Ruhr-Revier übertragen wurde. Demgegenüber gelangte die neueste Forschung jedoch zu der Auffassung, dass die Kriegsbegeisterung in der Arbeiterregion überhaupt nicht verbreitet war. Im Falle des erwähnten Artikels sei die für die Regionalgeschichte sehr wichtige Frage außer Acht gelassen worden, was im Hinblick auf die großen Schlachten wie Verdun typisch, symptomatisch oder bedeutsam für die Schilderung des Ersten Weltkriegs aus der Sicht des Ruhrgebiets sei.

Die verbreitete Annahme, der „Blick von unten“ auf die Kriege sei eine Errungenschaft der 80er Jahre, verwarf Ziemann als falsch. Vielmehr sei die Darstellung der Weltkriege aus der Perspektive des kleinen Mannes „eine direkte Folge der spezifischen Kriegskultur der beiden Weltkriege

und der durch sie forcierten sammelnden und darstellenden Arbeit am nationalen Gedächtnis.“ Schon seit 1914 werde die Sichtweise des Volkes, da Ressource für die Kriegsführung, wesentlich ernster genommen als zuvor. Besonders geeignet, um dieser Perspektive näher zu kommen, sei, so Ziemann, die Quellengattung der Feldpostbriefe, da sie sehr authentisch und nicht durch nachträgliche Sinnstiftungsprozesse verfälscht worden seien (wie z.B. Memoiren), zudem massenhaft existierten und auch Schichten umfassten, die sonst nicht oder wenig schrieben. Mit Hilfe dieser Quelle könne man den Erfahrungshorizont breiter Bevölkerungskreise erfassen. Der hier ins Spiel kommende Begriff der Erfahrung ist inzwischen bezüglich der Aufarbeitung der Geschichte der kleinen Leute in den Weltkriegen methodisch zunehmend in den Mittelpunkt gerückt worden. Gerade in jenem Zusammenhang bietet die Region eine Erfolg versprechende Forschungsperspektive, da die hier überkommenen Besonderheiten und Identitäten die Ausdeutung kriegerischer Ereignisse prägen können. Die erfahrungsgeschichtliche Perspektive kann zudem die Vorstellung von einer tief greifenden Differenz zwischen Heimat und Front überwinden helfen und vor falschen Schlussfolgerungen bezüglich der Mentalität der Frontgeneration schützen, insofern etwa Kriegserlebnisse nur dann bedeutsam sind, wenn sie sich in tradierte Strukturen sozialen Wissens einfügen.

Die Betrachtung eines Krieges unter dem Aspekt der Erfahrung überschreitet nach Ziemann zwingend die zeitliche Begrenzung der kriegerischen Auseinandersetzung, so dass eine Regionalgeschichte immer auch die Nachkriegszeit in ihre Darstellung mit einbeziehen muss. Nur so könne die Frage beantwortet werden, ob große Schlachten bzw. die „allgemeine Geschichte“ sich überhaupt auf die regionale

Kriegserfahrung ausgewirkt haben. Für eine regionalgeschichtliche Perspektive auf die Weltkriege seien gerade nicht die nationalen Symbole wie Verdun entscheidend, sondern die Verbindung der Ereignisse mit lokalen Persönlichkeiten oder in katholischen Gebieten mit Wallfahrtsorten, schließlich auch prägende Geschehnisse der Nachkriegszeit, wie z.B. der Ruhrkampf 1923, der die Ausdeutung des Ersten Weltkrieges im Nachhinein spezifisch geformt hat. Regionale Kriegserfahrungen seien folglich „Zusammenhänge und Bedeutungen eines Krieges, die sich auch nach dessen Ende lebensweltlich tradieren und weiterhin im Bewusstsein der Bevölkerung eine Bedeutung erhalten.“ Studien unter dem Gesichtspunkt der Erfahrung gehen somit über Zäsuren, die von der Politik- oder Militärgeschichte gesetzt werden, weit hinaus und relativieren deren Bedeutung.

Den Schlusspunkt der Tagung setzte dann ein Zeitzeugenbericht: Willi Mues erzählte unter dem Titel „Das Ende des Zweiten Weltkrieges. Persönliches Erleben eines Zeitzeugen“ von seinen Erfahrungen, die er als Kind in Erwitte während des Zweiten Weltkriegs machen musste. Das Schicksal seines im Krieg gefallenen Lieblingsonkels bewegte ihn derart und nachhaltig, dass er es sich zur Aufgabe setzte, dessen Lebens- und Leidensweg aufzuklären. Den Teilnehmern der Tagung wurde durch den sehr lebensnahen Vortrag höchst eindrücklich vorgeführt, dass Kriegserfahrungen auch über ein halbes Jahrhundert später für die Betroffenen noch sehr lebendig, prägend und gegenwärtig sein können. Das unterstrich auch die anschließende, teilweise sehr emotional, aus eigenem Erinnern heraus geführte Schlussdiskussion, die noch einmal deutlich machte, wie lohnend und wichtig es war, sich mit dem Thema Krieg unter der Perspektive von unten auseinander zu setzen.

Thora-Schild aus Paderborn gefunden

von Margit Naarmann

Ende 1999 sorgte eine Nachricht für Aufsehen, daß dem Museum im Goldschmiedehaus in Ahlen – es beherbergt bereits eine Judaica-Sammlung – ein außergewöhnlicher Erwerb gelungen war: ein silberner Thora-Schild aus der Werkstatt der Paderborner Goldschmiede Leggen (Vater und Sohn), das M. [Moses] Grünebaum und seine Frau Ida Grünebaum 1874 gestiftet hatten. Außergewöhnlich ist der Fund dieses Thora-Schildes deshalb, weil durch die Pogromnacht 1938 mit der Zerstörung der Synagogen nahezu alle Kultgegenstände vernichtet worden waren. Das aus 750-Silber kunstvoll getriebene Schild, reichhaltig mit Blüten verziert, hat etwa die Größe eines aufgeschlagenen Taschenbuchs (22 x 26 cm). In seiner Mitte ist der Wechselrahmen mit den austauschbaren Täfelchen aufgeschraubt, die den jeweiligen Festtag anzeigen, z.B. den Sabbat, Yom Kippur, das Versöhnungsfest, und weitere. Darüber befindet sich eine vergoldete (Thora-)Krone. In der rechten unteren Ecke ist nicht nur der Silberstempel sichtbar, sondern auch der Name des Silberschmiedes: „Leggen.“ Auf der Rückseite sind die Stifter eingraviert: „Gewidmet von M. Grünebaum und Ida Grünebaum, geb. Weyl, 1874.“ Es lag also nahe, die Stifter in Paderborn zu suchen.

Der Stifter Moses Grünebaum wurde am 27. Februar 1820 in Geseke als dritter Sohn des Kaufmanns Isaac Grünebaum und seiner Frau Rica geb. Simon aus Lübbecke geboren. Die Grünebaums hatten insgesamt acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Ihre geschäftliche Tätigkeit war vielseitig: Sie betrieben einen Handel mit Waren des täglichen Bedarfs, mit Manufaktur- und Textilwaren, kauften und verkauften ferner Getreide und Feldfrüchte,

wickelten Geldgeschäfte ab und versorgten angesichts der mangelnden Mobilität der Landbevölkerung mit ihren Knechten auch das flache Land.

Moses und sein Bruder Levy (später Louis) arbeiteten im elterlichen Geschäft. 1857 stirbt der Vater Isaak. Fortan betreiben sie die Geschäfte zusammen mit ihrem Halbbruder Abraham, der aus der ersten Ehe des Vaters stammt. Louis Grünebaum zog später nach Paderborn und errichtete das bekannte Warenhaus Steinberg & Grünebaum

Die Grünebaums hatten ein gewisses Vermögen durch Fleiß und Sparsamkeit erworben. Neben den Schülern, den Vorfahren der Schriftstellerin Else Lasker-Schüler, zählten sie zu den angesehensten jüdischen Familien in Geseke.

Wann sich Moses in Paderborn niederließ, ist nicht bekannt. Ebensowenig kennen wir das Datum seiner Heirat mit Ida Weyl (geb. 6. September 1839) aus Haltern. Ihnen wurden sechs Kinder geboren, doch nur Friederike (geb. 26. Mai 1865), Albert (geb. 13.05.1866) und Julius (geb. 15. Mai 1868) überlebten.

Ende 1857 hatte der jüdische Mühlenbesitzer Sally Meier in der Western-Chaussee 217 (heute Bahnhofstraße 7), unmittelbar neben der Städtischen Gasanstalt, eine Dampfmühle errichtet. Wann Moses Grünebaum dort als Teilhaber eintrat, ist ebenfalls nicht bekannt. Ende der siebziger Jahre befindet sich die Dampfmühle jedenfalls im Besitz von S. Meyer & Grünebaum, nach dem Meyerschen Konkurs 1882/83 wird Grünebaum als alleiniger Eigentümer der Dampfmühle geführt. Im Jahre 1883/84 nennt die Gewerbesteuer-Rolle in Classe A I Grünebaum an fünfter Stelle der Steuerzahler. Die Familie

wohnte privat in der Wilhelmstraße 201, dem heutigen Le-Mans-Wall. Moses Grünebaum starb am 13. Oktober 1885. Er dürfte auf dem jüdischen Friedhof an der Borchener Straße beerdigt worden sein, während sich die Grabstätte seiner Frau Ida - sie starb am 20. März 1889 - auf dem Friedhof Warburger Straße befindet. Nach dem Tod der Eltern führte der Sohn Albert die Dampfmühle weiter, bis er im März 1897 nach Berlin verzog, wo er 1928 starb. Die Grünebaumsche Dampfmühle wurde offensichtlich nicht weiterbetrieben.

Aus welchem Anlaß die Grünebaums diesen Thora-Schild stifteten, ist nicht bekannt. Möglicherweise war es für das Bethaus in der Padergasse bestimmt, gewiß aber nicht für die neue Synagoge am Busdorf, da diese erst 1882 eingeweiht wurde. Es ist nicht unmöglich, daß es eine Stiftung für das Jüdische Waisenhaus in Paderborn war, dessen Einweihung 1863 stattgefunden hatte. Dieses Haus besaß einen Synagogenraum, in dem Gottesdienst gefeiert wurde. Die Familie Grünebaum dürfte sich dem Waisenhaus gegenüber in einer besonderen Pflicht gesehen haben, denn mehrere Familienmitglieder setzten Stiftungssummen für das sogenannte Kaddischgebet aus, das Gebet für Verstorbene, welches an deren Todestag alljährlich von den Kindern des Waisenhauses gebetet wurde. Aus dem Kapital und den Zinsen der Stiftungssummen – Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts hatte das Waisenhaus etwa 3 000 Stifter, unter ihnen auch den bekannten Frankfurter Bankier Anselm Meyer Rothschild – wurde das Haus zum Teil unterhalten.

Moses und Idas' Tochter Friederike heiratete den Paderborner Bankier Emil Paderstein (geb. 19. Oktober 1846 in Paderborn). Emil Paderstein war langjähriger Stadtverordneter, im Vorstand der jüdischen Gemeinde sowie im Kuratorium des jüdischen Waisenhauses. 1903 erhielt er die

Ernennung zum Kommerzienrat. 1904 übernahm die Bergisch-Märkische Bank in Elberfeld den „Padersteinschen Bankverein“, deren Mitinhaber Emil Paderstein war. Im Jahre 1911 zog die Familie nach Berlin. Dort starb Emil am 27. Januar 1929, Friederike am 5. April 1932. In Paderborn trägt ein Weg entlang der Pader seinen Namen.

Die Familie hatte im vorigen Jahrhundert die „Julius Padersteinsche“-Stiftung zugunsten der Stadt Paderborn errichtet.

Thora, Tora: (hebräisch Lehre), die fünf Bücher Mose.

Thora-Schild:

Nach der Lesung wird die Thora zusammengerollt und mit einem Thora-Mantel bekleidet sowie evtl. durch eine Krone geschmückt. Die Vorderseite des Mantels, der die Thora verhüllt, ist in der Regel mit einem Schild geschmückt.

Der meist aus Silber getriebene Thora-Schild ist etwa 20 - 25 cm breit. Er hängt an einer Kette, die an den Rollstäben befestigt ist. (Eine Thora besteht aus mehreren Pergamentstücken, die zusammengenäht sind. Um auf diesen langen Pergamentstreifen problemlos zu jenem Thoraabschnitt zu gelangen, der an einem bestimmten Tag verlesen werden soll, entstand die praktische Möglichkeit, die Pergamentenden an einem Stab zu befestigen, der gewöhnlich aus Holz oder Elfenbein geschnitzt ist.)

Oft werden auf dem Schild noch zusätzlich kleine Schilde aufgeschweißt, in die die Namen aller Feste und jedes Sabbats eingraviert sind. Der Schild mit dem jeweiligen Namen soll vor der Thora stehen, damit der Kantor oder der Vorbeter weiß, welches Buch er als erstes aus dem Schrein holen muß.

Die Thoraschilde werden im allgemeinen in Anlehnung an den Brustschild gestaltet, den der Hohepriester trug (2.Buch

Mose 28,13-30; 39,8-21). Dieser ursprüngliche Schild war mit zwölf Edelsteinen - verteilt auf vier Reihen - verziert, auf die

jeweils der Name eines der zwölf Söhne Jakobs eingraviert war.



Otto-Weerth-Preis für Annette Hennigs

Mit dem Otto-Weerth-Preis des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe ausgezeichnet wurde am 19. März 2000 Annette Hennigs aus Detmold für ihre Dissertation „**Gesellschaft und Mobilität. Eine Sozialgeschichte der Straßen am Fallbeispiel der Grafschaft Lippe 1680-1820**“. Die Frühneuzeit-Studie entstand im Fachbereich I der Universität Paderborn bei Prof. Dr. Frank Göttmann und soll noch in diesem Jahr im Druck erscheinen. Anhand der dichten Quellenüberlieferung im Staatsarchiv Detmold untersuchte die Preisträgerin die rechtlichen und wegebaulichen Grundlagen des Reisens ebenso wie mobile Berufsgruppen (Boten, Fuhrleute, Wanderarbeiter, Wanderhändler) und illegale Mobilität. Die Redaktion der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte“ gratuliert der Mitredakteurin sehr herzlich zu dieser Ehrung.

Porträt

von Barbara Stambolis

Ab Sommersemester 2000 nehme ich als Privatdozentin im Fach Geschichte an der Universität Paderborn Lehrverpflichtungen in Neuerer und Neuester Geschichte wahr.

Die Geschichtswissenschaft als Arbeitsgebiet gewählt zu haben, hängt in der Regel abgesehen von einem Interesse am Fach mit einer Frage zusammen, die nur schwer zu beantworten ist. Mit anderen Worten: Warum entscheidet man sich (dem Bild der 'Lebensreise' folgend) beruflich für eine 'Reise' in die Vergangenheit und nicht etwa für ferne Länder?

Um eine Antwort darauf kann es hier nicht gehen, vielmehr darum, das ego laborator, wenn man so will, oder das ego faber knapp vorzustellen.

Studiert habe ich Germanistik und Geschichte, zunächst in Kiel und dann in Bochum. An der Ruhr-Universität legte ich die erste Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien und die Magister-Prüfung mit einer Arbeit über das Thema „Das Verhältnis von Kunst und Leben bei Benn und Nietzsche“ ab.

Promoviert habe ich bei Professor Dr. Hans Mommsen in Bochum (Titel der Druckfassung: Mythos Jugend: Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jh.), bin von daher bereits seit meinem Bochumer Studium mit sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen des 19. und 20. Jahrhunderts vertraut. Die Zusammenarbeit mit dem Archiv der deutschen Jugendbewegung besteht seitdem und wird fortgesetzt.

Als Studienreferendarin war ich in Gießen tätig und legte dort das zweite Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien ab; Lehrtätigkeiten an den Kaufmännischen Schulen in Dillenburg und als Dozentin an der Volkshochschule Paderborn mit den



PD Dr. Barbara Stambolis

Schwerpunkten Literatur, Geschichte und Kunstgeschichte schlossen sich an.

Habilitiert habe ich mich an der Universität Paderborn. Das Thema meiner Habilitation lautete: „Religiöse Festkultur im 19. und 20. Jahrhundert. Zu Tradition, Umbruch und Neuformierung katholischer Frömmigkeit in der Gesellschaft.“ Diese Arbeit setzt in der Frühen Neuzeit an, behandelt die Neuformierung von Frömmigkeit im Kontext gesellschaftlicher Umbrüche um 1800, die Konkurrenz zur nationalen Festkultur im 19. Jahrhundert, thematisiert weitreichende mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge mit Grundfragen der Geschichte des 19. Jahrhunderts, Fragen der Widerständigkeit nach 1933 und Milieuaspekte bis in die 1960er Jahre.

Meine Arbeitsschwerpunkte liegen im 19. und 20. Jh. Forschungsfelder liegen in folgenden Bereichen: Festforschung (Frühe Neuzeit, 19. und 20. Jahrhundert), Vereinsforschung, Geschlechtergeschichte, regional- und stadtgeschichtliche Themen des 19. und 20. Jahrhunderts, Nationalsozialis-

mus und Widerstand, historische Friedensforschung, Jugend- und Generationenproblematik im 20. Jahrhundert sowie soziale Brennpunkte nach 1945.

Interdisziplinarität, insbesondere die Einbeziehung volkskundlicher und religionssoziologischer, aber auch kunst- und architekturgeschichtlicher Forschungsansätze stellt eine Notwendigkeit und sinnvolle Erweiterung der Blickrichtung im Zusammenhang meiner Untersuchungen dar.

Auch mit Ausstellungsprojekten war ich bereits befaßt. Als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität-Gesamthochschule Paderborn war ich mit einem Ausstellungsprojekt „Paderborn 1945-1955. Zerstörung und Aufbau“ betraut. Meine Aufgaben waren u.a. die Visualisierung des historischen Materials, die Erstellung von Katalogbeiträgen, die Redaktion und Bebilderung des Katalogs, die Koordination der Arbeiten im Vorfeld der Ausstellung und Nacharbeiten, insbesondere die wissenschaftliche Aufarbeitung einzelner Schwerpunktthemen. Außerdem arbeitete ich an einem Ausstellungsprojekt über Feste unter dem Nationalsozialismus in Zusammenarbeit mit der Universität Bielefeld, u.a. um die Praxisbezogenheit von Studiengängen zu verstärken.

Der methodische Zugang zur oral-history ist mir aus verschiedenen stadtgeschichtlichen Arbeiten, aus den Vorarbeiten zu einer umfangreicheren Studie zu Flüchtlingen nach 1945 in Westfalen und aus der historischen Vereins- und Festfor-

schung, die sich nicht zuletzt in Zusammenarbeit mit der Volkskundlichen Kommission für Westfalen auch gegenwartsbezogenen Aspekten widmet, vertraut.

Veröffentlicht habe ich Arbeiten auf den bereits genannten Gebieten, als selbständige Monographien, in Sammelwerken und in maßgeblichen Zeitschriften wie der Historischen Zeitschrift, Geschichte und Gesellschaft, dem Historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft und dem Archiv für Kulturgeschichte.

Neben der Lehre an der Universität Paderborn wird mich jetzt zunächst die Fortführung und Ausweitung von Themen und Fragestellungen beschäftigen, die sich aus meinen bisherigen Arbeiten ergeben. Entsprechend weit noch sind somit die möglichen Forschungsfelder.

Im Zusammenhang mit dem eingangs gewählten Bild historischer Forschung als „Reise in die Vergangenheit“ schreibt Georges Duby: „Für den, der die Geschichte gewählt hat, bedeutet die Abreise Introversion ... er zieht sich in sich selbst zurück. Schweigen, mit niemandem sprechen, lesen, entziffern, sich mit Schatten unterhalten. Im Grunde genommen ein Monolog... Warum bin ich Historiker geworden?“ Duby nimmt Bezug auf die Entstehung europäischer Wissenschaft aus der Mönchsklausur. Diese kritische Sicht hat ihre Berechtigung und die Lehre bildet zweifellos ein wichtiges Korrektiv zu allen Formen der Archivarbeit und Schreibtätigkeit.

„Schutzgemeinschaft Externsteine“ gegründet

von Roland Linde

In der letzten Ausgabe berichteten wir über Pläne einer lippischen Investorengruppe, im Bereich des Naturschutzgebietes und in unmittelbarer Nähe zum international bekannten und in seiner Art einmaligen Natur- und Kulturdenkmal Externsteine (Horn – Bad Meinberg) ein kommerzielles Freilufttheater zu errichten und dort „Arminius-Festspiele“ abzuhalten. Diese Pläne, die Anfang August durch die Presse bekannt wurden, haben zumindestens im Kreis Lippe eine lebhaftere Diskussion ausgelöst. Die zweifelhafte Aussicht auf eine Schubwirkung für das heimische Gast- und Einzelhandelsgewerbe hat inzwischen ihre Folgen in der Kommunalpolitik und bei den Gewerbetreibenden gezeitigt. Doch zunächst konnte der massive Protest von Denkmal- und Naturschützern die angekündigte zügige Umsetzung der Pläne verhindern. In diesem Jahr wird es ganz bestimmt nichts mehr werden mit den „Arminius-Festspielen“.

Ende 1999 wurde dann plötzlich in der Presse eine Bauvoranfrage für den alternativen Standort Flachsheide (Bad Salzuflen) gemeldet, doch war dies wohl nur ein Ablenkungsmanöver. Auch der in der Kommunalpolitik diskutierte Standort unterhalb des Hermannsdenkmals wird von den Investoren wohl nicht ernsthaft verfolgt. Zur Zeit ist es ruhig geworden um das Projekt. Den zuständigen Behörden der Stadt Horn-Bad Meinberg und des Kreises Lippe und dem Landesverband Lippe als Eigentümer liegen keine offiziellen Voranfragen oder Anträge vor. Doch ganz begraben sind die „Arminius-Festspiele“ sicher noch nicht.

Im Oktober 1999 formierte sich aus Vertretern verschiedener Vereine (u. a. Naturwissenschaftlicher und Historischer

Verein für das Land Lippe, Naturschutzbund Lippe, Lippischer Heimatbund) und interessierten Privatpersonen die „Schutzgemeinschaft Externsteine“. Der Verein versteht sich nicht nur als kurzfristige Bürgerinitiative gegen die „Arminius-Festspiele“. Vielmehr möchte sich der Verein einsetzen für die Belange des Naturschutzgebietes und des Natur- und Kulturdenkmals. Erst durch den versuchten Übergriff ist den Bürgern der Wert des Ensembles wieder bewußt geworden. Vieles liegt im Argen: das Umfeld der Felsen ist nicht der Bedeutung des Denkmals entsprechend gestaltet, die vielen Besucher – mehr als 500.000 im Jahr – finden kaum Informationen. Hier will die Schutzgemeinschaft Anregungen geben und nach ihren Möglichkeiten an der praktischen Umsetzung mitwirken.

Die Wissenschaft hat sich in den vergangenen Jahrzehnten bis auf wenige Ausnahmen nicht mit den Felsenanlagen und dem Kreuzabnahmerelief beschäftigt. Erst in jüngster Zeit erschienen aus archäologischer (Uta Halle) und kunsthistorischer Perspektive (Walter Matthes und Rolf Speckner) wieder ernstzunehmende Beiträge, die aber – bei unterschiedlichen Fragestellungen – zu sehr divergierenden Ergebnissen gelangten. Die „Deutungshoheit“ blieb dagegen bislang den esoterischen „Schwarmgeistern“ (Erich Kittel) überlassen, deren Theorien folglich das Bild der Externsteine in den Medien prägen. Bereits existierende Gruppierungen und eine sogenannte „Fachtagung“ der Externsteineforscher haben sich völlig auf vor- und frühgeschichtliche Interpretationen eingeschworen. Methodische und wissenschaftliche Standards spielen in diesen Kreisen kaum eine Rolle. Die Schutzgemeinschaft

will dagegen in der historischen Interpretation offen sein und die wissenschaftliche Externsteinforschung von Seiten der Archäologie, Kunstgeschichte und Mediävistik wieder anstossen. Während in diesem Jahr die geplanten Veranstaltungen (Vorträge und Führungen) sich vor allem mit dem Naturschutzgebiet und geologischen Fragen befassen werden, soll 2001 eine

Vortragsreihe der traditionsreichen Kontroverse um die Externsteine Rechnung tragen.

Wer sich für die Arbeit der Schutzgemeinschaft Externsteine interessiert, kann sich an unsere Kommilitonin Astrid Reipschläger (Schmales Feld 19, 32805 Horn-Bad Meinberg, 05234/ 3880) wenden.

Die Wiederkehr des „grausamen Mittelalters“: Anmerkungen zur Ausstellung „Mittelalterliche Folterwerkzeuge“ im Institut für Lippische Landeskunde in Lemgo

von Jürgen Scheffler und Gisela Wilbertz

Auf große Plakate und auffällige Transparente ist gestoßen, wer in den Tagen vor und nach Ostern durch die Straßen der Lemgoer Innenstadt gegangen ist. Das Institut für Lippische Landeskunde hat damit für die Ausstellung „Mittelalterliche Folterwerkzeuge“ geworben, die vom 17. März bis 7. Mai 2000 in den Institutsräumen zu sehen gewesen ist. Auf den Plakaten ist ein hölzerner Stuhl abgebildet, dessen Sitzfläche, Rücken sowie Armlehnen mit dichten Reihen spitzer Stacheln besetzt sind. Wer die 8.- DM Eintrittsgeld (für Erwachsene) bezahlt hat, trifft nicht nur auf den Stachel- oder Folterstuhl, sondern auf zahlreiche andere Objekte, die Assoziationen von Grausamkeit und Schrecken bei den Betrachter(inne)n wecken sollen. Wie zu hören ist, findet die Ausstellung große Resonanz, vor allem bei Schulklassen.

Der Ankündigungstext zu dieser Ausstellung definiert „Folter“ als „eine gezielt eingesetzte grausame Handlungsweise von Menschen gegen Menschen, ... die die Menschheit durch alle Jahrhunderte ihrer Existenz begleitete, und selbst heute gehört dieses schreckliche Geschehen laut Informationen von Amnesty International in

fast siebzig Ländern dieser Erde zum Alltag.“ Folglich soll die Schau bei den Besuchern dazu führen, „sich mit einem der dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte kritisch auseinanderzusetzen und über die eigene Gleichgültigkeit gegenüber der Anwendung der Folter in heutiger Zeit nachzudenken.“¹ Die Ausstellung verfolgt also ein aktuelles politisches Ziel, nämlich die Ächtung der Folter weltweit, und ihr Ansatz ist ein anthropologischer - die sich unabhängig von Zeiten und Kulturen immer wieder in den verschiedensten Formen manifestierende menschliche Grausamkeit. Das Ziel ist gewiß ohne Einschränkung unterstützenswert, und die Feststellung, daß Menschen unerhört grausam sein können, wird keinen Widerspruch hervorrufen. Den Leser/die Leserin dieses Ankündigungstextes beschleicht allerdings ein gewisses Erstaunen darüber, daß die Ausstellungsmacher zu glauben scheinen, Amnesty International im Kampf gegen die *heutige* Folter am besten dadurch unterstützen zu können, daß sie Folterinstrumente einer *vergangenen* Epoche zeigen. Nun könnte aber auch dies möglicherweise legitim sein, wenn die Ausstellung eine wissenschaftlich fundierte und historisch

korrekte Aufarbeitung des Themas anbieten würde. Leider ist dies nicht der Fall.

Die Unkorrektheit beginnt bereits beim Titel. Die vorgeführten Objekte, so wird suggeriert, seien „mittelalterlich“. Tatsächlich ist in der Ausstellung fast ausnahmslos von der Frühen Neuzeit (1500-1800) die Rede. Dies ist auch kaum anders möglich. Denn obwohl Folter einerseits ein raum- und zeitübergreifendes Phänomen darstellt, besitzt sie andererseits eine sehr konkrete und nachvollziehbare „Geschichte“. Im christlichen Mitteleuropa - und darauf bezieht sich die Ausstellung im wesentlichen - erlebte sie eine Entwicklung, war Wandlungsprozessen unterworfen und erfuhr zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten sehr spezifische Ausprägungen. Sogar ihren Anfang und ihr Ende kann man recht genau festmachen. Im Laufe des Spätmittelalters wurde im Strafrecht das alte Akkusationsverfahren (Prozeß nur nach Klage der Geschädigten: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter“) allmählich ersetzt durch den neuen Inquisitionsprozeß (Ermittlungen und Anklage von Amts wegen wie noch heute; hat nichts zu tun mit der Institution der „Inquisition“!). Statt der Glaubwürdigkeit des Klägers und seiner Eideshelfer wurde das Geständnis des Beschuldigten prozeßentscheidend. Um es zu erlangen, wurde die Folter angewandt. Festgeschrieben wurde ihr Gebrauch spätestens in den Strafprozeßordnungen des 16. Jahrhunderts - in Deutschland in der „Carolina“ von 1532. Erst in der Frühen Neuzeit wurde so die Folter oder „Tortur“ zu einem im Kriminalprozeß üblichen und - auch dies ist sehr wichtig festzuhalten - *legalen* Hilfsmittel. Erst aus dieser Zeit stammen daher auch die meisten schriftlichen und bildlichen Quellen und fast alle überlieferten Objekte.

Trotz der gängigen Anwendung war Folter nicht gleich Folter. Keineswegs wurden, wie es die Ausstellung glauben

machen will, alle Methoden zu allen Zeiten an allen Orten gleichermaßen praktiziert. Hier gilt es zeitlich und regional sehr zu differenzieren - nicht nur zwischen den verschiedenen europäischen Ländern, sondern sogar in ein- und demselben Territorium. Lokale Traditionen spielten dabei ebenso eine Rolle wie gesetzliche Ver- und Gebote oder der Konsens innerhalb der Juristenzunft. Oberste Richtschnur war jedoch nie eine ungezügelter „Grausamkeit“, sondern Zweckmäßigkeit. Die Methoden zur Erreichung eines Geständnisses mußten im Verhältnis stehen zur Schwere des Tatvorwurfs und zur körperlichen Konstitution der Beschuldigten. In der Praxis war damit ein Lernprozeß für alle Beteiligten verbunden - für den Scharfrichter, für die anwesenden Juristen, für die zu Rate gezogenen Mediziner und selbst für die Angeklagten. Daher unterschied sich die Anwendung der Folter im 16. Jahrhundert sehr wesentlich von der des 18. Jahrhunderts. Die Hexenprozesse, auf die in Zusammenhang mit der Professionalisierung der Folter gern verwiesen wird, haben bei der Akzeptanz dieses Hilfsmittels keine entscheidende Rolle gespielt - denn nicht nur bei Hexereiverfahren konnte gefoltert werden, und nicht überall wurden Hexen verfolgt -, wohl aber bei dessen allmählicher Diskreditierung. Auf der Diskursebene wurde beständig um diffizile Grenzprobleme gerungen: Wann durfte die Folter eingesetzt werden und wann nicht? Welche Indizien waren ausreichend? Welche Methoden unangemessen? Hexenprozesse waren wie keine anderen geeignet, die Gefahren solcher Grenzüberschreitungen aufzuzeigen und so Zweifel zu säen, ob mittels der Folter überhaupt die Wahrheit in Erfahrung zu bringen sei. Ad absurdum geführt wurde die Folter schließlich im 18. Jahrhundert, als „Berufskriminelle“, Angehörige von Räuberbanden nämlich, auch den härtesten Torturen

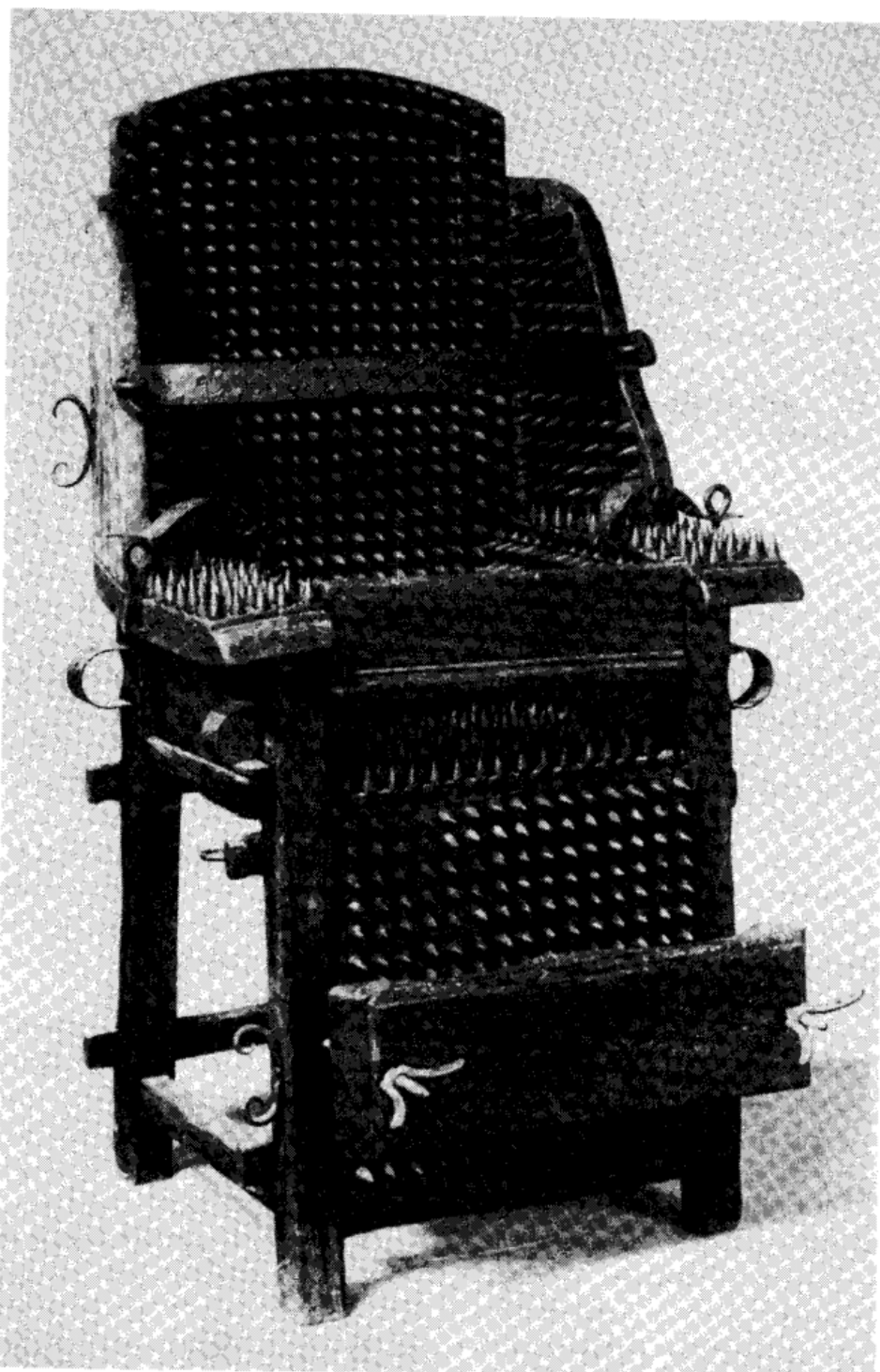
trotzten. Um sie verurteilen zu können, mußte man anderen, „objektiven“ Formen des Beweises Vorrang einräumen. Das Geständnis der Beschuldigten war fortan nicht mehr prozeßentscheidend, und die Folter konnte als unzweckmäßig abgeschafft werden. Wann dies geschah, ist nun wiederum sehr unterschiedlich gewesen. Allerdings bedeutet eine sehr späte gesetzliche Regelung - wie z.B. in Hannover 1820 - keineswegs, daß bis unmittelbar vorher auch Daumen- und Beinschrauben in Gebrauch gewesen wären. Der Konsens unter den Juristen ließ solche Methoden auch ohne gesetzliche Vorgaben obsolet werden, und wer nicht völlig rückständig oder unfähig erscheinen wollte, verzichtete bereits Jahrzehnte früher auf deren Anwendung.

Die Ausstellung zeigt aber nicht nur „Folterinstrumente“, und darin liegt die zweite Unkorrektheit des Titels. Zum Arsenal der vorgewiesenen Objekte gehören genauso Hinrichtungsinstrumente wie Schwert, Rad, Beil, Garrote, Guillotine u.a.m. sowie sonstige für die Strafvollstreckung gebräuchliche Gerätschaften (Zangen, Brandeisen, Knotenpeitsche), darüber hinaus aber auch Objekte aus dem Kontext von Schand- und Ehrenstrafen (Schandsteine und -masken) und des Gefängnisaufenthalts (Fuß- und Handfesseln). Sie undifferenziert samt und sonders unter „Folterinstrumente“ zu subsumieren, erscheint doch sehr zweifelhaft. Entweder man möchte tatsächlich eine *historische* Ausstellung zeigen - dann ist es auch notwendig, den damaligen zeitgenössischen Folterbegriff zugrunde zu legen. Oder man geht von unserem heutigen erweiterten Folterverständnis aus - in dem Fall müßte man aber unbedingt den historischen *Prozeß* dieser Erweiterung thematisieren. Weder das eine noch das andere wird in der Ausstellung geleistet. Worauf auch immer diese begrifflichen Unklarheiten zurückzuführen sind, der Information und Aufklä-

rung der Besucher/innen dienen sie jedenfalls nicht.

Der Undifferenziertheit der Objekte entspricht auch die wahllose und unkritische Benutzung des Bildmaterials. Offenbar spielte es für die Ausstellungsmacher keine Rolle, aus welcher Zeit eine Illustration stammt. Da gilt die authentische Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert gleichviel wie die nachträgliche Fantasie-malerei des 19. Jahrhunderts. Aber selbst bei Darstellungen aus der Frühen Neuzeit wäre ein kritischer Blick angebracht. Genauso wenig wie schriftliche Zeugnisse geben sie die „objektive“ Realität wieder. Die Frage nach dem Entstehungszusammenhang und dem Entstehungszweck, nach dem Auftraggeber und dem Künstler, nach der Nähe oder Ferne zum Geschehen spielt für den Aussagewert eine entscheidende Rolle. Kurz: das gesamte wissenschaftliche Instrumentarium der Quellenkritik ist unbedingt auch auf bildliche Quellen anzuwenden - was allerdings auch außerhalb der hier diskutierten Ausstellung noch viel zu wenig geschieht. Nur wenn bildliche *und* schriftliche Quellen übereinstimmen, kann man auf dieser Grundlage versuchen, erhaltene Objekte zu identifizieren und ihren tatsächlichen Gebrauch zu rekonstruieren.

Erst bei näherer Betrachtung wird deutlich, daß es sich bei den „mittelalterlichen Folterwerkzeugen“, die in der Ausstellung zu sehen sind, um Nachbildungen handelt. Zwar soll das z. T. derb-klobige Aussehen der Objekte sowie der rostig-braune Anstrich den Eindruck von Authentizität vermitteln. Aber ein originales Objekt sucht man in der Ausstellung vergebens. Viele Objekte sind mit phantasievollen Namen versehen: so findet man u.a. einen „Hexenstuhl“, einen „Hexenbock“ sowie einen „malaiischen Stiefel“. Die Anwendung der Instrumente wird anhand von Abbildungen verdeutlicht, die in der



„Stachelstuhl“. Abbildung auf dem Plakat zur Ausstellung „Mittelalterliche Folterwerkzeuge“ und im Katalog des „Museo la Pena die Morte“. Dort heißt es: „Rekonstruktion aus den Fragmenten eines Originals aus dem 17. Jh.; etwa 60% Neuteile, Florenz 1982“

überwiegenden Zahl, soweit eine Datierung vorhanden ist, aus dem 19. Jahrhundert stammen. Damit ist das zentrale Problem der Ausstellung angesprochen: Bei einer großen Zahl von Objekten handelt es sich offenkundig um Erfindungen des 19. Jahrhunderts. Sie dienten wohl primär dem Zweck der Distanzierung vom „finsternen“ bzw. „grausamen“ Mittelalter. Je spektakulärer die Folterinstrumente, desto wahrscheinlicher ist ihre Herkunft aus dem 19. Jahrhundert.

Es gibt zahlreiche Museen, die Folterinstrumente zeigen. Auffällig ist, daß sich eine Reihe von ihnen an touristisch stark frequentierten Orten befinden. Ausstellungen, in denen Folterwerkzeuge präsentiert werden, sind offenkundig touristische Attraktionen, wenigstens für eine begrenzte Zeit, wie der häufige Standortwechsel dieser Spezialmuseen nahelegt. So gab oder gibt es im Zentrum von Amsterdam ein Torture Museum („medieval exhibition. Punishment and instruments of torture“), im französischen Fontaine de Vaucluse ein „Musée Historique de la Justice et des Châtiments“, im italienischen San Gimignano ein „Museo Contro la Pena di Morte“, in Rüdesheim das „Mittelalterliche Foltermuseum“ und in Rothenburg ob der Tauber das „Mittelalterliche Kriminalmuseum“. Neben diesen Spezialmuseen verfügt auch eine Reihe von Stadt- und Regional- sowie Schloßmuseen über Sammlungen von Folterinstrumenten. Der Historiker Hartmut Boockmann hat vor einigen Jahren darauf hingewiesen, welche Bedeutung Folterinstrumente für die Museumsgründer des 19. Jahrhunderts hatten: „Das Bürgertum des 19. Jh. bedurfte zu seiner Selbstvergewisserung des Rückblicks auf die finstere Zeit des Feudalismus und so gehörte zu jedem Museum eine Folterkammer. In vielen Fällen wurden die Folterinstrumente neu angefertigt.“ⁱⁱ Jedes Museum, das Folterinstrumente als historische

Sachzeugen präsentiert, steht von daher vor der Aufgabe, dem Entstehungskontext der jeweiligen Sammlung nachzugehen. In Lemgo haben sich sowohl das Städtische Museum als auch das Stadtarchiv in den letzten Jahren intensiv bemüht, den folkloristischen Umgang mit dem Hexenthema kritisch zu befragen und neue Formen der Präsentation zur Geschichte der Hexenverfolgung zu entwickeln. Von daher soll im folgenden am Beispiel des Lemgoer Museums und seiner Sammlung exemplarisch verdeutlicht werden, wie ein historisch-kritischer Umgang mit den Sachquellen der Folterinstrumente aussehen kann.

Die Sammlung von Folterinstrumenten, über die das 1926 gegründete Städtische Museum verfügt, stammt aus dem Nachlaß der Lemgoer Scharfrichterfamilie Clauss/Clausen. Er umfaßte zwei Daumen- und vier Beinschrauben, einen hölzernen Knebel („Maulsperre“), einen sog. Folterstuhl sowie vier Richtschwerter.ⁱⁱⁱ Als Beilage zu Nr. 41 (1839) erschien im „Lippischen Magazin“ eine Zeichnung, die der Baukommissar Overbeck von den Folterwerkzeugen im Nachlaß angefertigt hatte. Die Beschreibung stammte von dem Fürstlich-lippischen Rat und Bürgermeister Christian Antze aus Salzuflen.^{iv} Der Folterstuhl war als Original nicht mehr vorhanden. Die Daumen- und Beinschrauben sowie der hölzerne Knebel kamen in die städtische Altertümersammlung und von dort ins Museum. Im Jahre 1937 wurde die neue Dauerausstellung des Museums aufgebaut. An die Stelle einer Präsentation, bei der die Objekte in dichter Anordnung gezeigt wurden, traten nun, dem zeitgenössischen Trend der Museumseinrichtung entsprechend, Inszenierungen. Im Kellerraum wurde der „Hexenkeller“ eingerichtet. Gezeigt wurden die Daumen- und Beinschrauben sowie der „Folterstuhl“ und die Streckleiter. Auch andere rechtliche Altertümer wurden in die Inszenierung

einbezogen, wie der sog. Kropsche Kasten, der im späten 18. Jahrhundert in dem Verfahren gegen den Raubmörder Johann Christoph Krop als Einschließungsinstrument gedient hatte.^v

Diese Inszenierung im Hexenbürgermeisterhaus, dem früheren Wohnhaus des Bürgermeisters Hermann Cothmann, der zu den Repräsentanten der Hexenjustiz gehörte und von daher den Beinamen „Hexenbürgermeister“ erhielt, vermittelte den Eindruck eines „Folterkellers“. In Reise- und Museumsführern wurde die vermeintliche Authentizität durch entsprechende Texte verstärkt. Im Hexenbürgermeisterhaus schien eine unmittelbare Begegnung mit der Geschichte der Hexenverfolgung möglich, hier waren vermeintlich, wie es in einem Zeitungsartikel über eine „Stippvisite in der Folterkammer des Hexenbürgermeisterhauses“ formuliert wurde, „noch die Schreie (der Opfer, d.V.) zu hören“. In einem Museumsführer aus dem Jahre 1976 konnte man lesen, daß Hermann Cothmann „im 17. Jahrhundert hinter diesen Mauern über Leben und Tod seiner Mitmenschen entschied. (...) Aus dieser Zeit sieht man noch heute die Patrizierwohnung und den Folterkeller. Hier trieben Folterbett, Streckleiter, Spanische Stiefel, Maulsperrn und Daumenstöcke die Opfer zum Geständnis.“^{vi}

In den 1980er Jahren geriet die Inszenierung des „Hexenkellers“ immer stärker in die Kritik. Das Museum entwickelte in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv das Konzept der Museums-, Stadt- und Archivführung, die an die Stelle der alten Inszenierung getreten ist.^{vii} Darüber hinaus begann eine intensive archivalische und objektkundliche Auseinandersetzung mit den Folterinstrumenten. Im Mittelpunkt stand dabei der „Folterstuhl“, ein Objekt, das über Lemgo hinaus bekannt geworden ist und immer wieder von Museen als Leihgabe angefordert wurde. So war der

Stuhl im Jahre 1985 in der Niedersächsischen Landesausstellung „Stadt im Wandel“ in Braunschweig und im Jahre 1991 im Museum für Gestaltung Basel in der Ausstellung „Sprechende Gegenstände“ zu sehen.^{viii} Durch eine dendrochronologische Untersuchung konnte nachgewiesen werden, daß der „Folterstuhl“ aus Hölzern besteht, die im späten 18. Jahrhundert gefällt wurden. Es ist also kein original erhaltener Stuhl aus dem 17. Jahrhundert, sondern ein Nachbau aus dem 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert, wobei man sich vermutlich älterer Hölzer bedient hat.

Bei dem Nachbau hatte man sich an der Beschreibung orientiert, die Christian Antze 1839 von dem nicht mehr original erhaltenen Stuhl aus dem Nachlaß des Scharfrichters gegeben hatte. Danach handelte es sich um einen „gewöhnlichen Stuhl von starkem Holze, mit niedriger Rückenlehne“. An jedem der vier Füße war ein eiserner Winkel angebracht, so daß der Stuhl auf dem Boden festgeschraubt werden konnte. An der Rückenlehne und am Sitzrahmen befanden sich Pferdehaargurte, die der Fesselung dienten. Der Sitz hatte „lang hervorstehende, spitze, hölzerne Stacheln, gleich den beiden Spanischen Stiefeln“. Zwar gibt es unter den städtischen Archivalien eine Rechnung, die belegt, daß im Jahre 1632 zwei sog. Bedenkstühle auf den als Gefängnis genutzten Stadtturm geliefert wurden. Aber diese Stühle dienten vermutlich der Fesselung und Sistierung der Gefangenen. Aus den Hexenprozeßakten ist bislang nur ein Hinweis auf den Einsatz eines „Folterstuhles“ bekannt geworden. Im Prozeß gegen Ursula, Hans Kehdens Frau (1666), wurde ein „newer Stuel mit langen spizigen Nägeln durch geschlagen“ angefertigt, „darauff Hans Kettens Frawe hin und wieder geschüttelt worde.“^{ix} Ein Geständnis erfolgte jedoch nicht, so daß dieser Stuhl wohl nur einmal zur Anwendung gekommen ist. Zu

den wichtigsten Folterinstrumenten der Hexenprozesse gehörte er also nicht. Die Folter in den Verhören geschah vor allem mit den Beinschrauben sowie dem Aufziehen auf der Leiter.

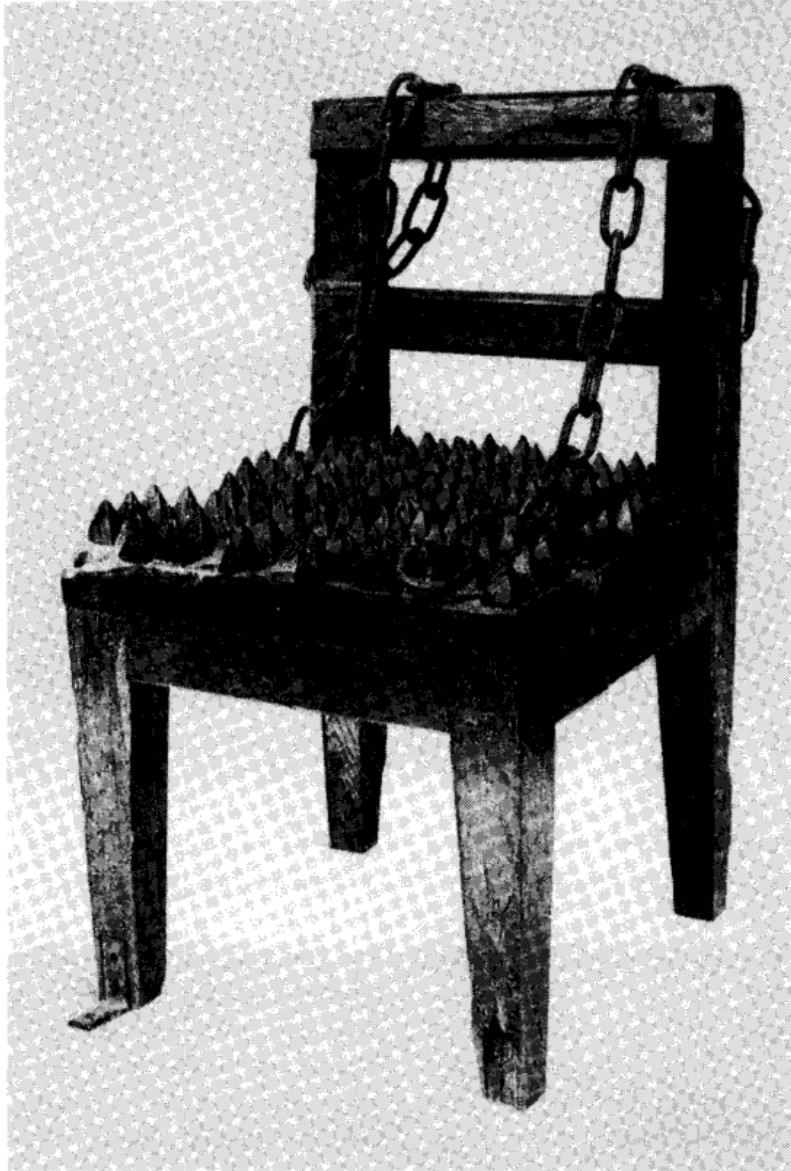
Das Beispiel zeigt, wie sich die historische Argumentation differenziert, wenn man die Folterinstrumente selbst zum Forschungsobjekt macht. Leider ist dies bislang kaum geschehen. Nur wenn die Folterinstrumente als historische Objekte kritisch befragt werden, verlieren sie den Status bloßer Phantasieobjekte und werden zu Sachzeugnissen, die für den Betrachter neue Fragen aufwerfen können. Wie und von wem wurden Folterinstrumente hergestellt? An welchen Vorbildern orientierten sich die Auftraggeber und die Produzenten? Wie viele Folterinstrumente gab es zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort? Wie und von wem wurden sie eingesetzt? Mit welchen Wirkungen? Was geschah mit den Objekten nach der Abschaffung der Folter? An welchen Vorbildern orientierte man sich bei der musealen Erfindung von Folterinstrumenten im 19. und 20. Jahrhundert? Welche Imaginationen sollten diese Objekte freisetzen? Die Beantwortung dieser (und weiterer) Fragen würde dazu beitragen, den Erkenntniswert von Folterinstrumenten als historischen Sachquellen zu erschließen und aususchöpfen. Dies wäre die Leistung einer historischen Ausstellung, wie man sie von einem Geschichtsmuseum erwarten kann.

Die Ausstellung, die im Institut für Lippische Landeskunde gezeigt wird, läßt sich nicht als historische Ausstellung, sondern allenfalls als Kuriositätenschau bezeichnen. In einem unscheinbaren Text am Eingang findet man den Hinweis, daß es sich um eine Ausstellung von 70 verschiedenen Folterinstrumenten handelt, die von Historikern und Privatsammlern in Deutschland, Italien und Spanien zusammengetragen wurde. Leider gibt es so gut

wie keine Informationen über ihre Entstehung. Auch eine Begleitpublikation sucht man vergebens. Wer allerdings den Band über die Sammlung von Folter- und Hinrichtungswerkzeugen im „Museo Contro la Pena di Morte“ in San Gimignano (1986/1991/1992) zur Hand nimmt, der vor Jahren im modernen Antiquariat veramscht wurde, stellt verblüffende Ähnlichkeiten fest.^x Nicht nur der Folterstuhl, der auf dem Plakat prangt, sondern auch zahlreiche andere Objekte tauchen hier wieder auf. Offenkundig hat das Museum als Vorbild für die Ausstellung gedient. Allerdings enthält man in dem Band nur nebulöse Informationen, was die Geschichte der einzelnen Objekte sowie der Sammlung anbetrifft.

Ein Blick in diesen Band, dessen Objekte (inclusive des Folterstuhls) mittlerweile in einer „virtuellen Ausstellung“ auch ins Internet gestellt sind, hätte davor warnen können, eine Ausstellung mit dem Titel „Mittelalterliche Folterwerkzeuge“ zu übernehmen. Aber auch ein weiterer Klick ins Internet hätte dazu führen können, die Seriosität eines solchen Ausstellungsprojektes in Frage zu stellen. Auf der Homepage des „Mittelalterlichen Foltermuseums“ in Rüdesheim, das sich als „sehenswertes mittelalterliches Museum mit aktueller Botschaft“ darstellt, ist ebenfalls jener Folterstuhl abgebildet, der in der Ausstellung des Instituts zu sehen ist und mit dem auf dem Plakat geworben wird. Offenkundig ist mit den kommerziellen „Foltermuseen“ ein florierender Markt für Nachbauten bzw. Neuerfindungen von obskuren Objekten entstanden, die dem staunenden Publikum als „mittelalterliche Folterinstrumente“ präsentiert werden. Für Museen und Einrichtungen mit wissenschaftlichem Anspruch sollte es jedoch zum Grundkonsens gehören, gegenüber kommerziellen Ausstellungen dieser Art die notwendige kritische Distanz zu wahren.

- ⁱ Mittelalterliche Folterwerkzeuge. Ausstellung im Institut für Lippische Landeskunde, in: Heimatland Lippe, 93. Jg., 2000, Nr. 3, S. 88/89.
- ⁱⁱ Hartmut Boockmann: Geschichte im Museum: Beobachtungen eines Historikers, in: Neue Museumskunde, 43. Jg., 1991, H. 2, S. 95.
- ⁱⁱⁱ Gisela Wilbertz: Der Nachlaß der Scharfrichterfamilie Clauss/Clausen in Lemgo, in: Silke Urbansik/Christian Lamschus/Jürgen Ellermeyer (Hg.): Recht und Alltag im Hanseraum. Festschrift für Gerhard Theuerkauf zum 60. Geburtstag, Lüneburg 1993, S. 439-461.
- ^{iv} Christian Antze: Vom Hexen-Prozesse vor den Gerichten im Umfange der ehemaligen Graffschaft, des jetzigen Fürstenthums, Lippe. V. Von der Form des Verfahrens, in: Lippisches Magazin für vaterländische Cultur und Gemeinwohl, 4. Jg., 1838/39, Nr. 41, Sp. 647-651.
- ^v Gisela Wilbertz: „Die Rache Gottes erwachte...“ Vor 225 Jahren: Ein dreifacher Mord und die letzte Hinrichtung in Lemgo. Ausstellung des Stadtarchivs Lemgo 17. März bis 28. Mai 1999, Lemgo 1999.- Zur Objektgeschichte des Kropschen Kastens vgl. auch Jürgen Scheffler: Hexenverfolgung als Ausstellungsgegenstand: Das Beispiel Hexenbürgermeisterhaus, in: Regina Pramann (Hg.): Hexenverfolgung und Frauengeschichte. Beiträge aus der kommunalen Kulturarbeit, Bielefeld 1993, S. 67-82.
- ^{vi} Uta Bauer: Stille Museen. Spezialsammlungen, Fachmuseen und Gedenkstätten in Deutschland (Bundesrepublik und Westberlin). Ein Museumsführer, Reisebegleiter und Nachschlagewerk, München 1976, S. 202/203.
- ^{vii} Ingrid Ahrend-Schulte: Die Hexenverfolgung der frühen Neuzeit, in: Regina Pramann (Hg.): Frauengeschichte(n) aus Ostwestfalen-Lippe. Ein Handbuch zur Geschlechtergeschichte in der Region, Bielefeld 1998, S. 77-86.
- ^{viii} Wolfgang Schild: Folterstuhl und Maulsperr, in: Cord Meckseper (Hg.): Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650. Bd. 2, Stuttgart-Bad Cannstadt 1985, S. 963/964. Im Katalogtext wird der Stuhl auf das frühe 17. Jahrhundert datiert.
- ^{ix} Staatsarchiv Detmold, L 28 Lemgo B.IX.3. Prozeß Cord Dircking, Bd. 2.
- ^x Robert Held: Inquisition und das Verbrechen der Todesstrafe. Betrachtung einiger Folter- und Hinrichtungswerkzeuge aus dem Museum gegen die Todesstrafe in San Gimignano, Toskana, Kehl am Rhein 1992 (mit deutschen und italienischen Texten).



„Folterstuhl“ (19./frühes 20. Jahrhundert), Städtisches Museum Hexenbürgermeisterhaus Lemgo